

# Historisches Camberg

Beiträge zur Stadtgeschichte und über das Stadt- und Turmmuseum Bad Camberg

**Nr. 26**

**Dezember 1995**

**Pfarrkirche St. Peter und Paul**

**Der Pelikan als Symbol**

**Aberglaube und Betrug**

**Bauwesen im Goldenen Grund**

**ABM in Schwickershausen**

**Musterung des Jahrgangs 1857**

**Italienische Einwanderer  
im 17. bis 19. Jahrhundert**

**Ein Kaufhaus in Camberg**

**Herausgegeben vom Verein Historisches Camberg e.V.**

## Historisches Camberg

ISBN 0170-6526  
Verein Historisches Camberg e.V.  
Vorsitzender:  
Walter Lottermann  
Tulpenweg 3  
65520 Bad Camberg  
Redaktion:  
Dr. Peter K. Schmidt  
Gisela Unterberg  
Raimund Rühling

Namentlich gezeichnete  
Artikel sind Manuskripte  
im Sinne des Urheberrechts.

**Einzelpreis: DM 5,-**  
(für Mitglieder des VHC  
kostenlos)

Im Zeitschriften und Buchhandel  
in Bad Camberg erhältlich.

<u>Inhaltsverzeichnis</u>	<u>Seite</u>
<b>VHC-intern</b>	<b>1 - 2</b>
Hans von Hatzfeld <b>Zur Geschichte des Neubaus der Pfarrkirche St. Peter und Paul</b>	<b>3 - 5</b>
Kurt Gerz <b>Der Pelikan als Symbol</b>	<b>6 - 7</b>
Johann Georg Fuchs <b>Aberglaube und Betrug</b>	<b>9 - 13</b>
Johann Georg Fuchs <b>Über das Bauwesen im Goldenen Grund</b>	<b>14 - 19</b>
Franz Motyka <b>Eine ABM bereits letztes Jahrhundert in Schwickershausen</b>	<b>20</b>
Manfred Kunz <b>Musterung des Jahrgangs 1857</b>	<b>22 - 25</b>
Hans Schmitt <b>Italienische Einwanderer in Camberg 17. bis 19. Jahrhundert</b>	<b>27 - 33</b>
Manfred Kunz <b>Ein Kaufhaus in Camberg</b>	<b>34 - 40</b>

VHC-intern – VHC-intern – VHC-intern – VHC-intern – VHC-intern – VHC

Walter Lottermann

### **Spenden**

Unser Spendenaufruf in Heft 25 hatte erste Erfolge. Im einzelnen haben gespendet:

- 1500,- Rotary-Club Bad Camberg
- 1000,- Volksbank Goldner Grund
- 1000,- Rita und Heinz-Willi Lottermann
- 1000,- Kreissparkasse
- 370,- Einzelpersonen

Zusammen mit der nachträglichen Zuwendung des Magistrates in Höhe von 5000,- DM sind damit 9870,- DM für die Restfinanzierung der Museumserweiterung auf dem Vereinskonto eingegangen. Allen haben wir dafür herzlich zu danken.

### **Weihnachtsausstellung**

„Rund um die Puppe“ hieß das Thema der diesjährigen Weihnachtsausstellung, die am 2. und 3. Dezember 1995 stattfand. Dazu einige statistische Notizen: Über 100 Puppen aus rund 100 Jahren konnten ausgestellt werden. Hinzu kamen 19 Puppenbetten, 13 Puppenstuben / -küchen, 8 Puppenwagen und 4 Puppenhäuschen. Es war, wie die dafür verantwortlichen Vereinsmitglieder sagten, eine unerwartet große Zahl ausgestellter Gegenstände. 530 Besucher, nicht gerechnet die Kinder, kamen an den beiden Tagen in die Hohenfeldkapelle.



### **Vereinsausflug nach Mainz**

„Mainz war eine angenehme Überraschung“, so die einhellige Meinung der mehr als 30 Teilnehmer, die sich am 28. Oktober 1995 zur Fahrt nach Mainz eingefunden hatten. Wunderschönes Spätherbstwetter begleitete sie. Wer Interesse hatte, bummelte noch über den Wochenmarkt, bevor mit der Führung im Dom begonnen wurde. Danach konnte im Anschluß an eine Stadtführung unter einem breiten Besuchsangebot ausgewählt werden. U. a. waren dies neben der St. Stephanskirche mit den berühmten Chagallfenstern das Gutenbergmuseum und das Museum für antike Schifffahrt. Den geselligen Abschluß bildete der Besuch einer Brauereigaststätte.

In den Jahren 1993 (Limburg), 1994 (Frankfurt) und jetzt in Mainz standen Dome im Mittelpunkt der Vereinsausflüge. Für nächstes Jahr wird eine Fahrt nach Marburg ins Auge gefaßt.

### **Alte Schule**

Viele Zuhörer fanden sich am 12. Oktober 1995 im Clubraum des Bürgerhauses zur außerordentlichen Mitgliederversammlung ein. Dabei ging es in erster Linie um den Erhalt der „Alten Schule“. Zu dieser Veranstaltung hatte der VHC geladen, um Antworten auf zahlreiche Fragen zu bekommen. Wird es, falls das Bauvorhaben „Bayrischer Hof“ durchgeführt wird, dann an der Stadtmauer und an der „Alten Schule“ zu Schäden kommen? Herr Bürgermeister Reitz, Erster Stadtrat Essert, die Sprecher aller Fraktionen sowie darüberhinaus die Bauträgersgesellschaft stellten dar, was aus ihrer Sicht getan werden soll, um das seit 1986 unter Denkmalschutz stehende und in der Bad Camberger Altstadtgestaltsatzung als schutzwürdiges Gebäude ausgewiesene Bauwerk vor möglichen Schäden zu bewahren. Wie das Protokoll dieses Abends vermerkt, ist von keiner Seite an einen Abriß gedacht. Den weiteren Entscheidungen soll jedoch ein Sanierungsgutachten vorausgehen, außerdem sind Kostenanalysen für die weitere Nutzung nach Aussagen von Vertretern verschiedener Parteien/Wählergemeinschaft unverzichtbar.

Wir danken zum Jahreswechsel allen, die uns in diesem Jahr in irgendeiner Weise unterstützt und mit uns zusammengearbeitet haben.

Hans von Hatzfeld

### Zur Geschichte des Neubaus der Pfarrkirche St. Peter und Paul

Aus Anlaß der Renovierung der Pfarrkirche und angeregt von Herrn Pfarrer Neumann bin ich den archivalischen und literarischen Spuren des Kirchenneubaus nachgegangen, und ich habe dabei einiges gefunden, was unser bisheriges Wissen über die Baugeschichte zu ergänzen und teilweise auch zu berichtigen vermag.

Nach den Bauakten der Kirche im Hauptstaatsarchiv in Wiesbaden<sup>1</sup> wurden am 15. Oktober 1779 „auf Assignation des Herrn Oberamtmanns“ (d. i. der damalige kurtrierische Oberamtmann Benedikt Marian Freiherr von Schütz zu Holzhausen) „an Herrn Dixnard 200 rhein. Gulden“ gezahlt. An anderer Stelle der Bauakten ist in einer Nachtragsvereinbarung der Kirchengemeinde mit dem Mainzer Stuckator Michael Keck von einem „Dinatischen Riss“ die Rede, in dem weitere Stuckarbeiten „in dem Langhaus an denen Pfeilern“ (gemeint waren damit wohl die Mauerteile zwischen den Fenstern) noch nachzutragen seien. Aus diesen Vermerken darf wohl mit Recht geschlossen werden, daß die Innengestaltung und Stuckierung der Kirche nach einem „Riss“ eines Herrn Dixnard erfolgt ist, also nach seinem Bauplan oder Bauzeichnung.

Mit „Dixnard“ ist offensichtlich der damals am Schloßbau in Koblenz als kurfürstlich-trierischer Hofarchitekt tätige Pierre Michel d'Ixnard (sprich: dinar) (\* 1723 in Nîmes, Provence, † 1795 zu Straßburg) gemeint, dem außer dem Schloß in Koblenz und einigen Bauten in Straßburg und im Elsaß manch andere bedeutende Bauwerke des Zopfstils in Süddeutschland zu verdanken sind. Besonders berühmt ist er durch den Bau der Abtei St. Blasien im Schwarzwald und ihrer großartigen Kuppelkirche. Kunstgeschichtlich hoch geschätzt sind auch seine Kirchenbauten in Buchau am Federsee und in Hechingen (Hohenzollern) in Baden-Württemberg. Unsere Kirche in Bad Camberg weist gerade mit der zuletzt genannten Kirche in Hechingen, sogar in Einzelheiten, eine große Ähnlichkeit auf.

Auch bezüglich der 1781 fertiggestellten Kanzel unserer Kirche liegt die Vermutung nahe, daß ihr ein Entwurf d'Ixnards zugrunde lag, der vielleicht in dem leider nicht mehr aufzufindenden Riss für die Innengestaltung enthalten war. Die Kanzel ist nach Unterlagen im Pfarrarchiv Camberg von dem Koblenzer Hofbildhauer Johann Adolf Kühle gefertigt worden, wie H. W. Peuser nachgewiesen hat. Auch Peuser vermutet im Hinblick auf die klassizistischen Werkdetails, daß die Kanzel unter dem Einfluß von d'Ixnard entstanden ist, mit dem Rühle nachweislich am Koblenzer Schloß zusammengearbeitet hat.<sup>2</sup>

Als weiterer Fund aus den Bauakten sei aufgeführt ein Brief des Malers Johann Baptist Enderle (\* 1725 in Söflingen/Ulm, † 1798 in Donau-

wörth), datiert 31.7.1780 aus Donauwörth, in dem er sich bei dem Camberger Schultheiß Krafft für die ihm mit der Post (ab Poststation Würges) zugesandte „Carolin“<sup>3</sup> bedankt – Entgelt für einen von Enderle gelieferten Entwurf für das Langhausdeckengemälde. In diesem Brief äußert Enderle auch sein Verständnis dafür, daß an seiner Stelle ein anderer Künstler beauftragt wurde (d. i. der Mainzer Hofmaler Josef Ignaz Appiani), weil Enderle selbst anscheinend wegen anderer Aufträge nicht rechtzeitig zur Ausführung der Arbeit nach Camberg hatte kommen können.

Schließlich gibt Enderle in seinem Brief auch noch der Vermutung Ausdruck, daß der seinem Entwurf zugrunde liegende „Gedanke“ (offensichtlich der allegorische Inhalt seines Entwurfs) auch von dem anderen Maler übernommen werden würde, mit welcher Vermutung er aller Wahrscheinlichkeit nach auch Recht gehabt hat. Eine Darstellung des Inhalts seines „Gedankens“ ist uns Enderle leider schuldig geblieben. Insgesamt gibt es gute Gründe anzunehmen, daß wir das Programm für die Ausmalung der Kirche Enderle zu verdanken haben, zumindest für das Hauptgemälde im Langhaus. Enderle war einer der bedeutendsten Freskomaler des Rokoko, mit vielen Werken in Süddeutschland, aber auch in Mainz, wo er die Augustinerkirche und die St. Ignazkirche ausmalte.

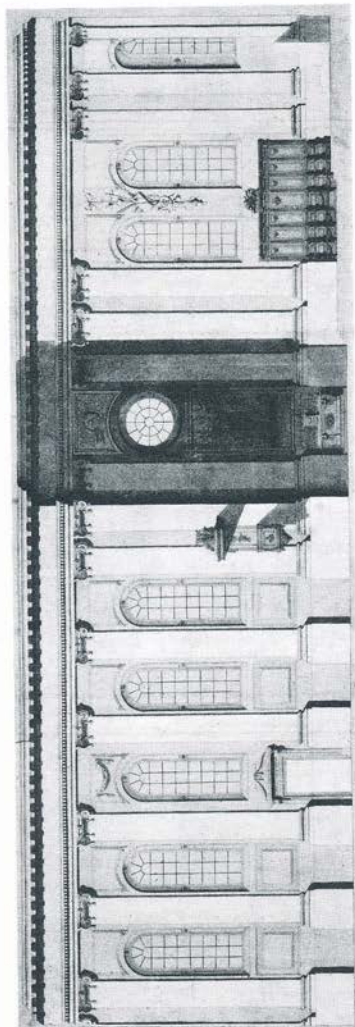
Der dem Deckengemälde im Hauptschiff zugrunde liegende Gedanke ist wohl, daß die göttliche Gnade und Vergebung, allegorisch versinnbildlicht in einer jugendlichen Frauengestalt, sich in einem großen hellen Lichtstrahl in das Herz des vor einer Höhle wegen der Verleugnung Christi in Buße und Gebet versunkenen Petrus ergießt. Auf einem Felsen vor der Höhle steht der krähende Hahn.

Auch hinsichtlich der künstlerischen Persönlichkeit unseres Malers Josef Ignaz Appiani enthalten die Kirchenbauakten einige interessante Hinweise. Die darin befindlichen handschriftlichen Vermerke Appianis, vor allem von ihm ausgestellte Quittungen für erhaltene Entgelte, lassen erkennen, daß er sich der deutschen Sprache in Wort und Schrift in gewandter Weise zu bedienen vermochte. So muß er wohl als deutscher Künstler gelten, obwohl er zumeist als italienischer Maler bezeichnet worden ist. Nach Lehrjahren in Italien, ist er auch nachweislich nur in der deutschsprachigen Schweiz und seit 1744 in Deutschland mit ständigem Wohnsitz in Mainz tätig gewesen. Nach neueren genealogischen Forschungen ist er nicht in Norditalien geboren, wie früher allgemein angenommen, sondern in München, und zwar als Sohn des in jungen Jahren (1696) nach Deutschland zugewanderten und in München ansässigen Stuckateurs Peter Franz Appiani und dessen Frau, einer aus Bruck (heute Fürstenfeldbruck) stammenden Kaufmannstochter. Getauft wurde er am 16.10.1706 in St. Peter.

1 HStAW 365, Rechnungen Nr. 3486

2 vgl. hierzu H.W. Peuser in seiner kunstgeschichtlichen Studie über den Pfarrkirchenbau in „Europäische Hochschulschriften“, Reihe XXVIII Kunstgeschichte, Bd. 5, Bern /, Frankfurt 1975.

3 eine im Jahre 1726 von dem bayrischen Kurfürsten Karl Albert eingeführte, das ganze Jahrhundert hindurch gängige und beliebte Goldmünze im Wert von 11 Gulden 44 Kreuzer, rhein.



Dieser Entwurf des Architekten Pierre Michel d'Ixnard von 1780 für die Stiffs- und Pfarrkirche in Hechingen (Hohenzollern) in Baden-Württemberg zeigt eine auffallende Ähnlichkeit mit der Gestaltung des Innenraums unserer Pfarrkirche.

Kurt Gerz

## Der Pelikan als Symbol

An vier Stellen befindet sich in Camberg die Darstellung eines Pelikans, der offenbar seine Brust aufgerissen hat, um mit dem daraus fließenden Blut seine Jungen zu füttern.

Die erste Darstellung befindet sich leicht zugänglich im Hauptfeld eines der Erker des Amthofes. In einem jetzt in blau gehaltenen Kreis steht der Pelikan, mit gelben Beinen und gelbem Schnabel, mit halb geöffneten Schwingen – wie schützend – über drei Jungen, von denen nur die Köpfe und die Schnäbel aus dem Nest herausragen, um das Blut, das in drei Strömen der linken Brust entweicht, aufzunehmen. Das Nest ist stilisiert als rotes, oben leicht gewelltes Kressegment. Die weißen Flügel und der gebogene Hals des Vogels bilden ihrerseits Teile eines Kreises. Der Künstler, vielleicht der Zimmermann, hatte wohl noch keinen Pelikan gesehen, weil Kopf und Schnabel keineswegs dem afrikanischen Vogel, sondern eher dem einer Gans oder eines Greifvogels entspricht.



Ähnlich ist es bei der Pelikan-Darstellung auf dem Tabernakel in der Hohenfeld-Kapelle. Auch hier ist Kopf- und Schnabelform eher die eines Raubvogels. Hier öffnet der scharfe Schnabel die rechte Brustseite, um drei Junge, die sich am Elternvogel hochrecken, zu nähren. Blut ist auf dem sehr schön plastisch aus dem Eichenholz herausgearbeiteten Federkleid nicht zu erkennen. Die Jungen sind von hinten gezeit, sitzen in ganzer Größe mit leicht geöffneten Schwingen auf dem Nest, das aus miteinander verflochtenen Zweigen gebildet ist. Die Form erinnert entfernt an die Dornenkrone.

Eine weitere Darstellung des Pelikans findet sich bezeichnenderweise in der linken Hälfte des beweglichen Teils der Kommunionbank in der Hohenfeld-Kapelle. Hier sind es auch drei Junge, die sich aus einem Nest



zur rechten Brust des Elternvogels recken. Es ist nicht uninteressant, daß auf der anderen Seite der Kommunionbank das Opferlamm abgebildet ist.

Eine vierte Pelikan-Darstellung zeigt eine Seite des Traghimmels für Fronleichnam der Pfarrei St. Peter und Paul. Der Pelikan ist in einem blauen Oval zu sehen, mit weit geöffneten Schwingen, nach rechts gewendetem Kopf, aufgerissener, blutender Brust und einem Jungen, das sich von links nähert. Der Kopf des Elternvogels ist vor einem in Gold gehaltenen Heiligenschein dargestellt. Ein Nest ist nicht zu sehen, die Vögel scheinen auf Erde zu stehen.

Wie sind diese Bilder zu verstehen, warum die Häufung in Camberg?

Der sogenannte ‚Physiologus‘ ist eine wahrscheinlich im 4. Jh. n. Chr. in griechischer Sprache verfaßte Schrift, die sich mit christlicher Natursymbolik beschäftigt und großen Einfluß auf Kunst, Literatur und Volksglaube des Mittelalters hatte. In ihr werden 48 existierende oder mythische Pflanzen, Tiere und Steine dargestellt und am Ende jeder zugehörigen Erzählung deren besondere Eigenschaften oder Fähigkeiten benannt. Als Typen stellen sie Christus, die Kirche, den Teufel oder den Menschen dar.

Eine dieser Erzählungen beschäftigt sich mit dem Pelikan, dem die Fähigkeit zugeschrieben wird, seine toten Jungen durch Öffnen der rechten Seite seiner Brust und durch Besprengen mit dem daraus fließenden Blut wieder zum Leben erwecken zu können. Augustinus und spätere mittelalterliche Kirchenschriftsteller deuten dieses als Bild des leidenden Christus. Entsprechend finden sich Darstellungen auf altchristlichen Lampen aus Karthago, auf mittelalterlichen, aber auch späteren Kreuzen, als Symbol des eucharistischen Christus auch auf Kelchen, Reliquiaren und auf barocken Altären.

Warum die Häufung dieses Symbols im Bereich des Amthofes und der Kapelle?

Vielleicht hatte die Familie Hohenfeld zu diesem Bild eine besondere Beziehung, da sie es sowohl auf weltlichen wie in kirchlichen Gebäuden anbringen ließ. Die Plazierung auf Tabernakel und Kommunionbank der Kapelle der Hohenfelds unterstützt das Verständnis des Bildes als Symbol des eucharistischen Heilands, und da dieses Symbol auch auf dem Fronleichnam-Himmel erscheint, der am höchsten Feiertag des Herzens Jesu dem Volk gezeigt wird, als Schutzhimmel für das in der Monstranz geborgene Allerheiligste, dem Leib Jesu, wäre es nicht verwunderlich, wenn unter den Stiftern des Traghimmels auch die Familie Hohenfeld oder deren Nachfahren zu finden wären.

# ANTIKE UHREN

N  
T  
I  
Q  
U  
I  
T  
Ä  
T  
E  
N

**FRANZ. COMTOISER-UHREN**  
*des 18. und 19. Jahrhunderts*

**FRANZÖSISCHE PENDULEN**  
*des 18. und 19. Jahrhunderts*

**FRANZÖSISCHE  
JUGENDSTILLAMPEN**  
*von namhaften Künstlern der  
ECOLE DE NANCY*

*und weitere interessante  
ANTIQUITÄTEN aus ver-  
schiedenen Jahrhunderten*

**ANTIQUITÄTEN  
H. LITWINSCHUH**

**GUTTENBERGPLATZ 2  
65520 BAD CAMBERG  
TELEFON 0 64 34 / 82 37  
ODER 0 64 38 / 46 85**

**Öffnungszeiten:** Donnerstag von 14.30 – 18.30 Uhr  
Samstag von 9.00 – 13.00 Uhr oder nach Vereinbarung

Johann-Georg Fuchs

## Aberglaube und Betrug

*In den Limburger Stadtgerichtsprotokollen ist eine Akte aus dem Jahre 1776<sup>1</sup> aufbewahrt, die einen möglicherweise aus Camberg stammenden Mann betrifft<sup>2</sup>. Das Dokument gibt einen Einblick in das Leben der kleinen Leute, der sonst in den Akten nicht oft zu finden ist. Es zeigt auch, daß die Betrüger zu allen Zeiten mit der Habgier des Menschen rechnen können. Das Protokoll wurde vom Limburger Advokaten und Gerichtschreiber Mathias Lubentius Fuchs verfaßt. Die Zusammenfassung durch seinen Nachfahren versucht, auch außerhalb der Zitate, die Sprache des Originals wiederzugeben.*

1776, am 21. Juni klagen Johannes Klemm und Friedrich Bauer, beides Tochtermänner des Anton Lautener von Villmar, vor dem Limburger Stadtgericht (SG), daß am 19. d. M. ein fremder Mann nach Villmar gekommen sei, der dort Leute gesucht habe, die ihm 950 fl gestohlen hätten. Dabei habe dieser durchblicken lassen, daß er sie für die Täter halte. Sie hätten daraufhin den Schultheißen Rempel von Villmar gebeten, den Denunzianten auf ihre Gefahr hin festzunehmen, der aber bereits nach Runkel und Limburg weitergezogen sei, wo er sich nun beim Gasthalter Jacob Busch aufhielte. Sie bäten daher ihn vorzuladen, eidlich zu vernehmen und ihnen eine Kopie des Protokolls für ihren weiteren Gebrauch auszuhändigen.

Auf Vorhalt erklärte der Fremde mit Namen Johannes Buser, er sei 30 Jahre alt, aus Camberg gebürtig, sei dormalen in Froschhausen bei Seligenstadt verheiratet und nähere sich von der Bauernarbeit. Er wolle die reine Wahrheit sagen, wie er es vor dem strengen Richterstuhl Gottes verantworten könne: 14 Tage vor Ostern sei ein Fremder nach Froschhausen gekommen und hätte dort im Wirtshaus ‚Zum Goldenen Lamme‘ zu Mittag gespeist. Er sei auch dort gewesen und habe einen Schoppen Bier getrunken. Beim Fortgehen habe der Fremde ihn angesprochen und gebeten, ihm den Weg bis an den Wald zu zeigen, der doch kaum zwei Büchenschüsse von Froschhausen läge. Er wäre aber mit ihm bis zum Wald gegangen, wo ihm dieser dann 3 Batzen Lohn gegeben und erzählt hätte, daß im Wirtshaus ‚Zum Goldenen Lamm‘ ein großer Schatz verborgen wäre, welchen er ohne Graben und Hacken heben könne, und zwar so, daß der Schatz in das Zimmer gebracht werden müsse. Wenn die Wirtsleute daran interessiert seien, mögen sie nach Offenbach bei Frankfurt in den Ochsen nach ihm schicken. Er sei also zurück gegangen und habe dem Wirt Franz Schultheiß hinterbracht, was der Fremde gesagt habe.

Da der Wirt der Hebung des Schatzes zugestimmt habe, wäre er gleich am nächsten Tag nach Offenbach gegangen, wo er den Fremden mit noch einem anderen angetroffen hätte. Auf die Nachricht wären beide sogleich mit ihm nach Froschhausen zurückgekehrt und hätten im Wirtshaus zu Mittag gegessen. Nach dem Mittagessen wären sie mit ihm hinter die Scheune gegangen, wo sie aus einem alten Baumstumpf „eine Glücksruthe gezogen, geschlagen und gesagt hätten, daß allda der Schatz liegen thäte“. Er wäre dann angewiesen worden, von dem Platz eine Hut voll Erde aufzunehmen, die sie in ein Gefäß (?) oder Schöpfe (?) getan hätten. Ferner hätten sie ein rundes Glas in der Form eines Brennglases, welches mit einem Tuch geputzt worden sei, in einen halben Bogen Papier eingewickelt und in dieser Erden begraben. Hierüber hätte der Fremde ein leises Gebet gesprochen und das Glas wieder hervorgezogen. Auf dem Papier habe sich in deutscher Schrift der Satz gefunden: „*Du wirst mich bekommen, aber mit großer Mühe.*“ Der andere Fremde habe während des ganzen Handels die Rolle eines Bedienten eingenommen.

Nun habe der erste Fremde bis zum Abend gewartet und dann ein „*apartes*“ Zimmer gefordert, worauf sie, nämlich der Wirt, die Wirtin, er und die zwei Fremden sich in das Haus in eine Stube mit Nebenzimmer begeben hätten.

In diesem Nebenzimmer hätte der Fremde einen Kreis gezogen, worin er alle Zeichen des ganzen Firmaments gemalt habe. In diesen Kreis hätten sie sich alle gesetzt, nachdem die Fremden ein Rauch in dem Zimmer gemacht hätten, so daß sie fast daran erstickt wären, wobei der Fremde den Rauch als notwendig erachtet habe, weil es zuweilen einen üblen Gestank gebe. In dem Kreis sei auch ein blechernes Gefäß mit der Erde von dem Ort, wo der Schatz begraben sei, gesetzt worden. Nach einer Weile wäre der Fremde aufgestanden und habe bemerkt, sie sollten fleißig Rosenkranz beten, er wolle indessen im Hause alles wohl verwahren, damit an dem Vieh und sonst auch kein Unglück geschehe. Außer zwei schlafenden Kindern wäre sonst niemand im Hause gewesen.

Kurz darauf sei der Fremde mit der Bemerkung wiedergekommen, er wolle nun anfangen und den Geist „*citiren*“. Wie er aus einem Buch vorgebetet und den Geist angerufen habe – die letzten Worte lauteten: „*fiat adesto ! fiat adesto ! fiat adesto !*“ –, habe es einen Schlag an die Tür gegeben, worauf sie aufgesprungen sei und ein Feuer und Pulverdampf zu sehen gewesen wäre. Der Fremde habe die Stubentür zur Hand genommen und den davor stehenden Geist angesprochen: „*Er solle ihm sein Hab' und Gut bringen.*“ Der Geist: „*Das könne er nicht!*“ der Fremde:

„Warum er solches nicht könnte?“ der Geist: „Weilen er ein Gelübde darauf gethan!“ Daraufhin habe der Fremde die Tür geschlossen und die Anwesenden gefragt, ob sie das Gelübde erfüllen wollten, worauf sie geantwortet hätten, wenn es ihnen möglich sei, würden sie es tun.

Der Fremde habe dann die Tür geöffnet und den Geist gefragt: „ob die Hausleute denn das Gelübde erfüllen könnten?“ der Geist: „Gar leicht!“ der Fremde: „Worin denn das Gelübde bestehe?“ der Geist: „Es bestände in 13 Groschen 4 Heller vom 100 seines Vermögens!“ Hiervon solle die Hälfte für die Armen, die andere Hälfte aber für Seelenmessen verwendet werden. Der Fremde habe noch gefragt, wie groß denn sein Vermögen wäre, worauf der Geist geantwortet habe 55.000 Gulden. Der Fremde habe hieraus eine Summe von 950 fl errechnet.

Zu allem Unglück habe er, Buser, soeben das Vermögen seiner Frau zu 800 fl verkauft gehabt, um nach Camberg zu ziehen und dort anzulegen. Er habe es zur Aufbewahrung in einer Kiste dem Wirt Franz Schultheiß gegeben. Diese Kiste habe hart am Kreise gestanden, woraus sie dann sein Geld genommen und der Wirt noch 150 fl dazugeschossen hätte. Der Fremde habe dabei noch einiges Weißgeld gegen Gold austauschen lassen, es dann in geweihtes Papier gewickelt und dieses dreimal versiegelt, worauf das Päckchen in „die Syfge“ unter die Erde gelegt worden sei. Vor der Stubentür seien zwei weiße Tücher ausgebreitet worden, worauf der Schatz hätte abgelegt werden sollen. Der Fremde hätte dann die Tür zugemacht, wäre in den Kreis gegangen und hätte leise für sich gebetet. Danach wäre er wieder zur Tür gegangen und hätte die Tücher behutsam zu sich gezogen, vorher aber ein lautes Gebet angefangen unter anderem in formalibus: „Die Heilige Dreifaltigkeit solle ihme beistehen in dieser Stundt.“ Nach diesen Worten habe er ein neu eisernes „Döpfen“ (Töpfchen?) zu sich gezogen, das Geld aus der „Seyfge“ durch Aufhebung eines Zipfels des Leinentuchs herausgenommen und in das „Döpfe“ getan, welches er dann mit den Leinentüchern „zupetschirt“ (versiegelt) habe. Dazu habe er eine Danksagung dem Sinne nach gesprochen: „Daß er Gott danke, weil er ihm einen solchen Schatz bescheret, und auf solche Art die arme Seel erlöset worden sey.“ Auf Anweisung des Fremden habe er nach diesem Gebet das „Döpfe“ mit den Leinentüchern und dem Geld in die Kiste getan. Jener habe den Schlüssel an sich genommen und auch die Kammer versiegelt. Der Fremde habe sie auch noch darauf hingewiesen, daß sie von dem Geist selbst gehört hätten, daß dieser auf seine Frage, wie man mit dem Geld denn glücklich werden könne, gesagt habe, das Geld müsse bis zum ‚Weißen Sonntag‘ unberührt bleiben und vorher wären noch drei Messen zu lesen. Eröffnete man aber vor dieser Zeit die Kiste, wäre großes Unglück, sogar die Verbrennung des Hauses zu besorgen. Der

Fremde und sein angeblicher Diener hätten sich noch einige Tage in Froschhausen aufgehalten und sich dann davon gemacht.

Als sie zur bestimmten Zeit die Kammer, Kiste und den Schatz geöffnet hätten, wäre der Betrug offenbar geworden. Mit größter Bestürzung hätten sie gesehen, daß unter den Leinentüchern ein neueisernes „Döpfen“ ohne Füße mit Erde angefüllt gewesen sei, und anstelle der Geldrolle mit 950 fl hätte ein ebenmäßig versiegeltes Päckchen mit 50 oder 60 Kupfermünzen gelegen.

Der Hauptspitzbube wäre von einer kurzgestauchten Statur, rund und vollkommen von Angesicht, hätte ein dickverhangendes Untermaul und sein blondes Haar sei in einem Zopf gebunden. Er wäre bekleidet gewesen mit einem steinbraunen tuchernen Rock und Veste, rotgefüttert, schwarzsamtenen Hosen und einem grauen, ungefütterten Oberrock.

Der andere, der als sein Bediensteter agiert habe, wäre eines schwarzbraunen, blatternarbigem Angesichts, mit einer spitzen Nase und schwarzen Haaren, die er in einem Zopf getragen habe. Er habe einen grünen Rock, Veste und Beinkleider aus Manchester angehabt.

Bei den zwei Fremden sei auch noch ein Gaugler (?) oder Kremer gewesen, der Rauchwerk feilgehalten und seiner Vermutung nach, den Geist gespielt habe. Dieser, von Gesicht weißbleich, hätte „strackes“ weißliches Haar ohne Zopf und eine lange ausgebogene Nase gehabt. Er sei mit einem weißgrauen Rock, Karmisol und ledernen Hosen gekleidet gewesen.

Dieser und der Hauptmann hätten die Sprache um Frankfurt herum geredet, der Dritte, also der Bedienstete, hätte mit der Zunge angestoßen und wie ein halber Schweitzer gesprochen. Die drei Burschen hätten durch ihr angebliches Schatzgraben mehrere Leute, *in specie* zu Dieburg, Nürnberg wie auch einen sicheren Grafen im Oberland angeführt. Nach der in Frankfurt bei dem Fleischmann eingeholten Nachricht würde sich der Hauptbeträger Moser nennen, der ein getaufter Jud sei und zu Neuwied im ‚Grünen Baum‘ bei einem Feldscher wohne. Dort habe er den falschen Namen Westphalen geführt und angegeben, daß er aus dem gleichnamigen Ort im Paderbornischen stamme. Der zweite Betrüger, der den Bedienten simulierte, würde sich Meyer nennen, auch in Neuwied neben den ‚Drei Rosen‘ wohnen und wäre ein „*französischer Parapluysmacher*“, der dieses Handwerk aber nicht ausübe. Diese Auskunft habe ihn veranlaßt, bereits gestern vor acht Tagen nach Neuwied zu reisen, wo er dann die Bestätigung gefunden habe, daß die beiden die Gesuchten seien. Diese wären allerdings nicht zu Hause, sondern wahrscheinlich auf einen anderen Fang unterwegs gewesen. Daher

habe ihm ein Advokat Fuchs geraten, keinen Lärm zu machen, er wolle ihm schreiben, wenn sie wieder da wären, um die Sache anzugehen.

Auf dieser Reise nach Neuwied habe er zu Neuhäusel drei Villmarer getroffen, die nach Koblenz wollten. Der eine habe ein „schähles“ Auge gehabt, der andere wäre seiner Angabe nach der diesjährige Bürgermeister, den Dritten könne er nicht beschreiben. Sie hätten ihm erzählt, daß sich ein fremder Krämer mit seinen zwei Schwiegersöhnen in Villmar niederlassen wolle. Dieser könne zwar einen Abschied von den Kaiserlichen, aber kein Attest über seine ehrliche Herkunft und Aufführung vorweisen, weswegen die Gemeinde ihn nicht aufnehmen wolle. Aufgrund der Personenbeschreibung habe er vermuten müssen, denjenigen, der den Geist gespielt habe, vor sich zu haben. Seine Frage, ob denn derselbe das Frühjahr weg gewesen wäre, sei positiv beantwortet worden, was seinen Verdacht noch verstärkt habe. Daraufhin habe er ihnen sein Schicksal offenbart, mit der Bitte zu schweigen, bis er von Neuwied zurück käme. Als er aber in Villmar angekommen sei, wäre die ganze Sache bereits bekannt gewesen. Unter dem Vorwand, sich einen Pfeifenkopf mit Silber beschlagen zu lassen, sei er dann in das Haus des Anton Lauteners gegangen, um sich nach dessen Schwiegersohn zu erkunden, habe aber erfahre, daß dieser in Arfurt sei und am nächsten Tag nach Runkel gehen wolle, um sein neues Pferdegeschirr abzulängen. Daraufhin habe er sich dorthin begeben und beim Sattlermeister nach ihm gefragt. Da er aber erst gegen zwei Uhr erwartet wurde, habe er sich ins Wirtshaus gesetzt und einen Schoppen Bier getrunken. Dort seien dann der Anton Lauterer mit seinen Schwiegersöhnen und einem weiteren Mann erschienen, um ihn zu *arretieren*, wenn er nicht sogleich mit ihnen nach Villmar ginge. Da er gesehen habe, daß sich unter den Anwesenden die Gesuchten nicht befänden, was er gerne vor aller Obrigkeit *attestiere*, sei er mitgegangen, um solches auch vor dem Schultheißen zu *declarieren*, daß jene nämlich völlig unschuldig seien, was er sogleich „*mediante corporali jurameto*“ (mittels körperlichen Eides) zu beschwören bereit sei.

„*Previa seriam admonitione de dicenda veritate de perjurio ejusquem poena vitandis*“ (Nach ernsthaftem Verweis, die Wahrheit zu sagen, und bei einem Meineid der Strafe zu gewärtigen) ist also hiermit das „*Protocollum*“ beschlossen worden.

<sup>1</sup> Band 4, Fasz, fol. 1v-11

<sup>2</sup> Der Name ‚Buser‘ ist in Camberg nicht geläufig, es könnte sich aber um eine kurzzeitig in Camberg ansässige Familie handeln.

Johann-Georg Fuchs

## Über das Bauwesen in Goldenen Grund

Zu den bisher erst in neuerer Zeit behandelten Themen unseres Heimatgebietes gehört die baugeschichtliche Entwicklung der Gemeinden im Goldenen Grund von Limburg bis Camberg. Bekannt sind bislang die Arbeiten von EICHHORN<sup>1</sup> für Oberbrechen und Lindenholzhausen, SPITZLAY<sup>2</sup> für Niederselters und SCHIRMACHER<sup>3</sup> für Limburg, deren Ergänzung und Weiterführung äußerst wünschenswert wäre. Wer aber von den heutigen Einwohnern der älteren Innenbereiche von Städten und Gemeinden weiß heute, welche Geschichte sein Haus durchlebt hat? Es ist diese Unkenntnis der oft ehrwürdigen, bedeutenden Vergangenheit der alten Gebäude, welches oft eher zum Verlust der alten Bausubstanz geführt hat als Kriegseinwirkung und Unglücksfälle zusammen genommen.

Wer sich dem mühevollen Studium der betreffenden Akten in den Archiven in Wiesbaden, Koblenz oder in den örtlichen Gemeindearchiven unterziehen will, wird in aller Regel mit einer Fülle von Einzelnachrichten aus allen Lebensbereichen der Einwohner belohnt, die – im Zusammenhang betrachtet – hochinteressante Einblicke in die allgemeinen Lebensumstände und die Gebräuche unserer Vorfahren geben, von denen hier nur einige Aspekte skizziert werden sollen<sup>4</sup>. Auch der Genealoge und Familienforscher findet hier oft überraschende neue Erkenntnisse und Anknüpfungspunkte.

Denn schon bei der oberflächlichen Einsichtnahme in die alten Bauakten fällt auf, daß die Überlieferung der uralten Besitzverhältnisse vielfach noch bis zum Ende des alten Reiches 1802 intakt war, was ganz besonders hilfreich ist, um den alten Baubestand, wenigstens teilweise zu rekonstruieren. Noch Ende des 18. Jh. waren Vorgänge, die 200, ja 500 Jahre zurück lagen, den Zeitgenossen bekannt. Aufgrund dieser Gegebenheit läßt sich zum Beispiel die Entwicklung des Mühlenwesens in Limburg vom hohen Mittelalter bis in die Neuzeit beschreiben, wenn auch nicht ganz lückenlos. Die entscheidenden Eingriffe in die mittelalterliche Bausubstanz der Gemeinden fanden erst nach der napoleonischen Zeit statt. In einer regelrechten Aufbruchsstimmung wurde damals der Abbruch der alten Bausubstanz in den Städten des Herzogtums Nassau von den oberen Verwaltungsbehörden gefördert, ja sogar energisch vorangetrieben, um den vermeintlichen Erfordernissen des wachsenden Verkehrs und der sich ausbreitenden Industrie Raum zu schaffen. Die unmittelbar treibende Kraft waren aber die Bürger selber. In dieser Zeit verloren die Orte fast alle Wehrtürme, den größten Teil ihrer Mauern und Gräben. Ferner wurden vielfach neue, schneisenartige



Straßen über die alte Bausubstanz gezogen. Kuriose, anekdotische Erscheinungen blieben dabei nicht aus. In der Abbrucheuphorie wurde z. B. in Limburg völlig übersehen, daß man bei der Niederlegung der Türme plötzlich keine Unterbringungsmöglichkeit für Delinquenten mehr hatte und deshalb in aller Eile einen neuen Gefängnisbau errichten mußte, der pikanterweise später die bischöfliche Kanzlei beherbergte. Ob der Bischof gewußt hat, daß er sein Büro im ehemaligen Gefängnis hatte? Mit dem Zusammenbruch des alten Steuer- und Rechnungswesens ergab es sich dann langsam von allein, daß auch die alten Überlieferungen in Vergessenheit gerieten. Erst nach der Jahrhundertmitte machte sich ein grundlegender Sinneswandel bemerkbar, der möglicherweise mit der Annexion Nassaus durch Preußen zusammenfiel, das damals schon Ansätze zu einem Denkmalschutz entwickelt hatte. Heute wären viele Gemeinden froh, wenn sich die pittoresken Gebäude und Anlagen, wie sie auf alten Bildern und Gemälden noch sichtbar sind, zumindest teilweise erhalten hätten.

Sofern die Wohnungen der Bürger nicht durch einen heute noch bestehenden Namen oder durch die Lage besonders hervorgehoben waren, ist eine eindeutige Zuordnung der Daten vielfach recht schwierig. Im allgemeinen wurden die Häuser nämlich durchgängig nach den Nachbarn beschrieben. Sie liegen also stets zwischen, neben, hinter oder gegenüber einem Haus, welches selbst wiederum in der gleichen Weise, durch die Lage oder einen auffallenden Namen gekennzeichnet war. Dadurch entsteht entlang einer Gasse ein Verflechtungsnetz von Hinweisen, das es ermöglicht, die Reihenfolge der Häuserzeilen zu rekonstruieren, wenn nur hinreichend viele Informationen vorliegen. Dies ergibt allerdings zunächst nur eine relative Reihenfolge, die erst an einem bekannten Fixpunkt festgemacht werden muß, um eine endgültige Zuordnung und Identifizierung der Häuser zu erreichen. Dabei muß auch berücksichtigt werden, daß neue Häuser in bestehende Lücken gebaut wurden oder, was oft geschah, die Häuser geteilt oder wiedervereinigt wurden, so daß eine fortwährende Veränderung der Anzahl der Wohneinheiten pro Straßenzeile gegeben war. Dieser Teilungsprozeß der Häuser, der in dem betrachteten Zeitraum langsam zunimmt, besonders in den besseren Lagen, läßt übrigens den Schluß zu, daß der ursprüngliche Wohlstand der Bürgerschaft im selben Grade stetig abnahm. Die Polarisierung der Vermögensverhältnisse nahm bis zum Ende des 18. Jh zu, was sich auch tendenziell im ansteigenden Immobilienbesitz einiger Familien niederschlug. Als Ergebnis ist dann festzustellen, daß das Wirtschaftsleben der Gemeinden von immer weniger Familien bestimmt wurde, die sich dann oft auch in den jeweiligen Vorständen und Gemeinderäten wiederfinden.

Unsere Vorfahren gaben ihren Häusern gerne Identität und Individualität durch malerische Namen, die sich bedauerlicherweise im unserem Raum nicht oft erhalten haben. Dies mag damit zusammenhängen, daß viele Bürger neben ihrem Hauptberuf eine Gastwirtschaft betrieben, von denen HÖHLER<sup>5</sup> für das Ende des 18. Jh. allein für Limburg über 40 zählte, deren Namen dann, z. B. beim Verkauf des Hauses, unterging. Es kam aber auch vor, daß bei einem Umzug die *Schildgerechtigkeit* und damit der Name mitgenommen wurde.

Besitz und Vermögen hatten stets einen hohen Stellenwert in den Gemeinden und war folglich mit Ansehen und Prestige verbunden. Der Einwohner konnte prinzipiell frei über seinen Besitz verfügen und war nur dem Landrecht und dem uralten Herkommen unterworfen. Ferner war er verpflichtet, die auf diesem eventuell lastenden *oneribus*, die sogenannten Gülten, an den oder die Grundherren zu entrichten. Es war dies eine jährliche Abgabe, die ursprünglich der Besitzanerkennung diente. In älterer Zeit war vielfach auch ein Huhn fällig. Die heutige Grundsteuer findet hier ihren Ursprung. Das Herkommen war den Zeitgenossen so wichtig, daß das Stadtgericht in Streitfällen sich grundsätzlich nach alten Entscheidungen richtete, wie alt sie auch gewesen sein mögen, oder aber durch Zeugenaussagen das Gewohnheitsrecht festzustellen suchte. Es wurden daher vorzugsweise die ältesten Bürger befragt. Entsprechend waren die Parteien stets eifersüchtig darauf bedacht, keine neuen Präjudize entstehen zu lassen, daher auch die vielen monotonen salvatorischen Klauseln in den Verträgen und Protokollen. Andererseits war es aber durchaus üblich und möglich, über Vereinbarungen bestehende Rechtslagen zu verändern oder neu zu schaffen.

Von großer Bedeutung war das sogenannte *Abtriebsrecht*, das vielfach Anwendung fand und im wesentlichen dazu diente, den Familienbesitz zusammenzuhalten. Allerdings wurde hierbei eine bestimmte Anspruchshierarchie eingehalten, wonach innerhalb einer bestimmten Frist – meistens vier Wochen, wenn sie von den Parteien nicht anders festgelegt wurde – zunächst die Blutsverwandten, dann die einheimischen Bürger vor den ausländischen und schließlich Christen vor Nichtchristen das Vorkaufsrecht besaßen. Das Objekt mußte dabei zum selben Preis plus der inzwischen entstandenen Gerichtskosten übernommen werden. Diese gesetzliche Regelung wurde von den Zeitgenossen keineswegs als diskriminierend empfunden, sondern als Schutz angesehen, da innerhalb der Gemeindegrenzen Immobilien ja immer nur im begrenzten Umfange zur Verfügung standen.

War nun ein Objekt verkauft, übernahm der Käufer die auf der Immobilie haftende Gülte und auch ggf. die darauf lastende Hypothek. Der Verkäufer hatte jedoch für das verkaufte Objekt die *Eviktion*, eine Garantie, zu gewähren, welche die Ausschlichtung des Besitzes vor der Übergabe

verhindern sollte, was immerhin manches Mal vorgekommen sein muß, wie die Gerichtsakten melden. Da die Zahlungen meistens in Raten erfolgten, behielt sich der Verkäufer sein *jus specialis hypotheca*, das Unterpfandsrecht auf seinen Besitz vor, was bedeutete, daß der Käufer erst mit der vollständigen Tilgung seiner Schulden das endgültige Eigentumsrecht gewann. Zum frei ausgehandelten Kaufpreis kamen für den Käufer noch die gewöhnlichen Gerichtsgebühren hinzu, ferner der sogenannte *Weinkauf* und der *Verzieg*. Die beiden letzten Beiträge waren alte Gewohnheitsrechte, die zwar ebenfalls frei ausgehandelt wurden und bis etwa 10 % der Kaufsumme ausmachten und nur selten fehlten. Der *Weinkauf* war ursprünglich dazu bestimmt, die Kosten der über den Vertrag entstehenden Festlichkeit zu bezahlen, und bestand in der Regel in einigen Viertel oder Maß Wein und einer bestimmten Menge Weißbrot. Daß von Limburg bis Camberg, wie sicher anderwärts auch, bei allen möglichen Anlässen viel und gerne gefeiert wurde, ist vielfach belegt, so daß der Trierer Kurfürst nicht umhin kam, gesetzliche Regelungen zu erlassen, um die ausufernden Kosten dieser Gelage zu begrenzen. Der *Verzieg* war wahrscheinlich ursprünglich eine Anerkennungsgebühr für den Verzicht der Ehefrau des Verkäufers. Aber schon den zeitgenössischen Gerichtsschreibern war der Sinn dieser Gebühr nicht mehr verständlich, wie die verschiedenen Schreibweisen belegen, und sie wurde nur noch formelhaft in die Verträge eingesetzt.

Zur Lokalisierung bestimmter Bauwerke, Häuser oder Plätze dient in hervorragender Weise auch das mittelalterliche Gülte- und Zinssystem. Nicht nur die Gemeinden führten genaue Aufzeichnungen über ihren Besitz, insbesondere über die ihnen gehörenden Stiftungen – z. B. die Hospitäler, die meistens Zum Hl. Geist genannt wurden –, sondern auch alle geistlichen und adligen Korporationen, die teilweise über beträchtliches Immobilienvermögen in den Ortschaften verfügten. Von einer sorgfältigen Rechnungsführung hingen ja nicht nur die Einnahmen ab, vielmehr war stets die Entfremdung alten Besitzes zu befürchten, wenn die Abgabepflicht aufgrund des Generations- oder Besitzwechsels nicht mehr nachzuweisen war. Aus diesem erheblichen Eigeninteresse wurden von allen Institutionen Rechnungsbücher angelegt, die zum großen Teil noch erhalten sind. Die Schreiber haben damals aus Konvenienz, wohl aber auch um keinen Posten zu übersehen, über Jahrhunderte hinweg die älteren Vorlagen vom Vorgänger übernommen. Bei dieser Systematik ist zu beobachten, daß nicht nur über sehr lange Zeiträume die Gülte-Beträge vielfach konstant blieben, sondern die Beschreibung derselben Objekte auch so variierte, daß hieraus Rückschlüsse auf deren Lage und Identität gezogen werden können. Durch Auswertung und Vergleich der vielen Angaben kann man nun einen großen Teil der Gebäude erfassen, denn nur wenige waren zu Eigen und damit gültfrei. Es setzt aber voraus, daß unüberschaubar viele

Einzelinformationen aus den Rechnungen verglichen und in eine Schema gesetzt werden, was heute nur mit EDV zu leisten ist. Bislang hat daher niemand diese langwierige Arbeit übernehmen können.

Aber nicht nur die Rechnungen des 16. – 18. Jh. müssen ausgewertet werden. Seit dem Ende des 17. Jh. liegt für viele Gemeinden eine große Zahl von Rats- und Gerichtsprotokollen vor, die vielfache Aufschlüsse über Besitzverhältnisse geben. Sie sind zwar oft lückenhaft, da es prinzipiell keinen Registrierzwang für den Verkauf von Immobilien gab. Dieser wurde nur notwendig, wenn z. B. ein Haus beliehen wurde und der Gläubiger einen einklagbaren Titel als Sicherheit forderte. Dies geschah allerdings sehr oft, da bare Geldmittel immer knapp waren und somit heute leicht der Eindruck entsteht, daß fast jeder bei jedem verschuldet, die Gemeinde also quasi verarmt war. Das moderne Bank- und Kreditwesen, wie es in den Großstädten der Umgebung praktiziert wurde, konnte es in den Kleinstadt und Amtsortschaften des Goldenen Grundes nicht geben, weil der Markt hierzu zu eng war. Geldbedürftige waren in aller Regel auf das St. Georgenstift, die Hospitalstiftung der Stadt und wohlhabende Mitbürger angewiesen. Die vielen zu beobachtenden Zwangsversteigerungen dürfen jedoch nicht generell zu dem Urteil verleiten, daß die Betroffenen immer bettelarm waren, denn tatsächlich waren sie teilweise durchaus vermögend. In Schwierigkeiten kam man damals aber, wenn ein Gläubiger Bargeld sehen wollte. Aus diesem Grund wurde auch der Handel mit Obligationen intensiv betrieben, es war der einzig mögliche bargeldlose Finanztransfer. Bei genauem Hinsehen ist ferner festzustellen, daß überhaupt die Bürger dazu neigten, ihr Kapital in Immobilien, hauptsächlich Häuser und Gärten, anzulegen, die sie dann bei Bedarf und je nach Konjunkturlage – auch so etwas gab es schon damals – freiwillig oder unfreiwillig veräußerten. Die Investition in Grund und Boden wurde so zur wichtigsten Form der Kapitalanlage und diente überwiegend der Alterssicherung.

Besondere Aufmerksamkeit verdient auch das Gesundheitswesen der Städte und Ortschaften, welches seinerzeit zwar nach unseren Maßstäben noch außerordentlich rudimentär war, aber dennoch bereits existierte. Die Beobachtungen von NOVOSADTKO<sup>6</sup> für den süddeutschen Raum entsprechen durchaus unseren heimatlichen Verhältnissen. Die Verantwortung für die Sauberkeit der Straßen und Plätze lag grundsätzlich beim Gemeinderat, der hier immer wieder tätig wurde, besonders dann natürlich, wenn hoher Besuch erwartet wurde. Sofern die Häuser nicht über eigene Kloaken verfügten – sie sind schon bereits für das hohe Mittelalter z. B. bei vielen *Steinernen Häusern* überliefert – lief der ganze Unrat auf die Straße, insbesondere auch jener der dazugehörigen Viehhaltung, was natürlich ständige Klagen der Bürgerschaft wegen des Schmutzes und Gestankes nach sich zog. In den Gassen

streunte das Vieh umher und man mußte sehr darauf achten, daß fremde Schweine nicht in das eigene Haus eindringen. Diese allgemein als untragbar empfundenen Verhältnisse führten dann nicht nur sehr schnell zu einer umfassenden Pflasterung der Straßen, sondern auch zu vielen Einzelmaßnahmen im Bauwesen, die uns heute interessante Details offenbaren. Während für die Baumaßnahmen die Bausachverständigen zu Rate gezogen wurden, bediente sich die Ortsvorstände im Gesundheits- und Sanitätswesen des Limburger Scharfrichters, der zugleich das Wasenamts, d. h. die Beseitigung aller Arten von Tierkadavern, innehatte. Inzwischen konnte erwiesen werden, daß diese Berufsgruppe, obwohl bekanntlich dem *unehrlichen Stand* zugerechnet, keineswegs zu den städtischen Unterschichten zählte, sondern oft angesehenen Persönlichkeiten stellte, die mit dem einheimischen Patriziat vielfach verschwägert und auch oft recht vermögend waren. In Limburg treten sie durchgehend als Gläubiger von teilweise namhaften Summen auf. Die Abwertung des Henkers scheint erst im 19. Jh. erfolgt zu sein. Neben ihrer relativ seltenen Funktion als Scharfrichter – sie hätten von diesem Amt allein nicht leben können –, waren sie in einer Zeit, als die Medizin noch sehr akademisch betrieben wurde, vor allem als praktische Heilkünstler für Menschen und Tiere sehr gefragt, was allerdings später zu Beschwerden der Apotheker und Barbieri führte. Diese Personenkreise wurden auch regelrecht unternehmerisch tätig und erhielten ihre Aufträge von der Stadt oder von Privatpersonen. So fand auch die Fürstin Amalia zu Nassau-Diez nichts dabei, für ihre Zwecke auf den Limburger Scharfrichter zurückzugreifen. Für seine Arbeit verfügte er über eine Anzahl von Knechten, welche die unappetitlichen Aufgaben der Säuberung von Senkgruben oder Beseitigung von Tierkadavern übernahmen. Für letzteres erhielt er grundsätzlich das Fell des Tieres, ansonsten wurde er nach Tarif oder ausgehandeltem Betrag bezahlt. Wie oft andere ausgegrenzte Personengruppen, unterlag er in Limburg nicht einer Absonderung und verfügte über mehrere Häuser und Gärten im gesamten Stadtbereich.

<sup>1</sup> in: Gensicke, H./Eichhorn, E.: Geschichte von Oberbrechen, 1975, 33 ff., 94 ff., und Eichhorn, E./Jung, J.: Lindenholzhausen, 1972, 55 ff.

<sup>2</sup> in: Caspary, E. u. a. (Hg.): Geschichte von Niederselters, 1994, 529.

<sup>3</sup> Schirmacher, E.: Limburg an der Lahn, Wiesbaden 1963.

<sup>4</sup> Im wesentlichen nach den Gerichtsakten des Stadtarchivs Limburg.

<sup>5</sup> Höhler, J.: Limburger Gasthäuser in der Vergangenheit, Manuskript o.D., 9 Seiten.

<sup>6</sup> Novosadtko, J.: Scharfrichter und Abdecker, Der Alttag zweier „unehrlicher Berufe“ in der Frühen Neuzeit, Paderborn 1994.

Franz Motyka

## **Eine A B M bereits letztes Jahrhundert in Schwickershausen**

In den Mittelpunkt seiner Eintragungen über das Jahr 1852 in der Schulchronik von Schwickershausen stellte Lehrer Johann Jakob Schmidt eine außerschulische Gemeinschaftsleistung der örtlichen Bewohner, den Bau der steinernen Brücke über den Dombach in jenem Jahr.

Als Gründe für den Bau nennt er die „Herstellung einer besseren Communication mit Camberg“ und „die Verbesserung des Kirchenganges“. Doch für ihn lag der Hauptgrund „in der beispiellosen Armuth, welche wol wenigen Orten des Herzogthums so fühlbar gewesen sein mag wie den Einwohnern Schwickershausens.“ Beim ersten Lesen empfindet der Leser hier einen Widerspruch. Wie können die Einwohner eine Brücke bauen, wenn sie und somit auch ihre Gemeinde arm sind? Aber ‚Not macht erfinderisch‘, sagt ein Sprichwort. Phantasie war notwendig.

Die Schwickershäuser griffen zur Selbsthilfe. So wandte sich ihr Gemeindevorstand an das Herzogliche Kreisamt in Idstein. Dort war längst bekannt, daß Schwickershausen ein armes Dorf war und viele der 390 Einwohner am oder unter dem Existenzminimum leben mußten. Aus der Gemeindekasse wurde den Bedürftigsten Armenunterstützung gewährt und zugleich die Kasse so geleert, daß für Baumaßnahmen der Gemeinde kein Geld mehr vorhanden war. Vom Kreisamt erhielt der Vorstand zwar kein Geld, aber den Rat und zugleich die Genehmigung, eine öffentliche Sammlung für dieses Bauvorhaben abzuhalten. Dabei müssen einige Bürger Schwickershausens sehr einsatzfreudig und erfolgreich gewesen sein. Wahrscheinlich war ihr Sammelgebiet das Kirchspiel Camberg. „Sehr warme Theilnahme zur Erreichung vorgenannter Zwecke zeigte Freiherr Friedrich Wilhelm von Schütz zu Camberg, indem er einen Beitrag von 150 fl. leistete.“ Danach konnte das Vorhaben verwirklicht werden. Dabei erlangten mehrere einheimische Bauhandwerker und viele Hilfsarbeiter für einen längeren Zeitraum eine Beschäftigung. Alle am Brückenbau Beteiligten hatten wenigstens bis zum Abschluß des Projektes Arbeit und erhielten aus der Sammelkasse ihren Lohn für sich und ihre Familien.

Der Chronist beendet seinen Artikel: „Für uns und die spätere Generation wird diese Brücke stets ein Zeichen dankbarer Erinnerung und die Veranlassung zum Rückblicke auf die traurigen Lebensverhältnisse während dieser Zeitperiode sein“.

Beim Audi A4  
sind sich alle einig.



Der Audi A4 wird seit seiner Einführung von der Fachpresse und der Öffentlichkeit mit Preisen, Lob und Auszeichnungen überhäuft.

Das liefert Ihnen den Beweis, daß wir auch mit dem Audi A4 wieder ein Zeichen gesetzt haben und Sie sich mit einem Audi A4 für ein zukunftsweisendes Auto entscheiden.

Die vollverzinkte Karosserie, die moderne Technik und die bekannte Audi Qualität sind Ihre Garanten für unbeschwertes Fahrvergnügen.

Besuchen Sie uns! Sehen und erleben Sie unseren neuen Seriensieger live.

*Der Audi A4 erwartet Sie.*

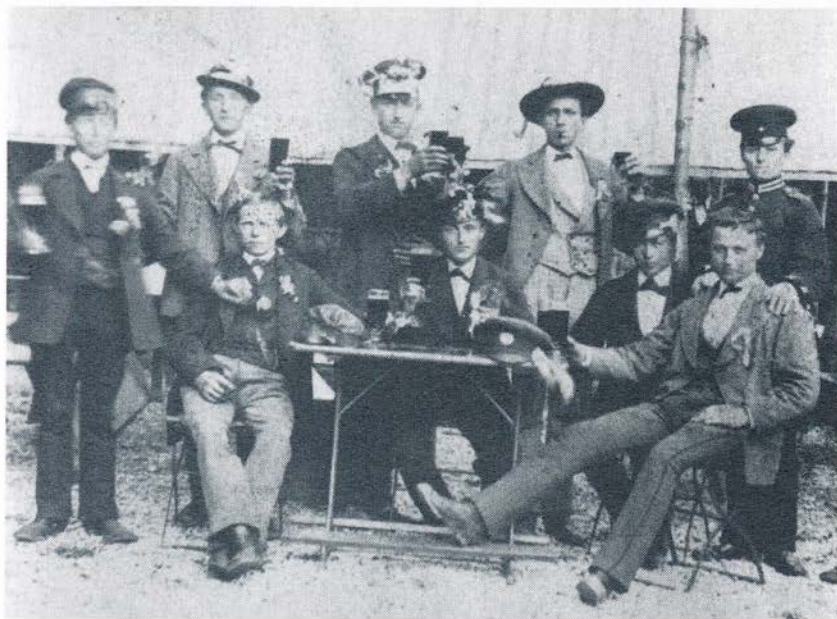
**AUTOHAUS**  
**LOTTERMANN**



Manfred Kunz

### **Musterung des Jahrgangs 1857**

In diesem Jahr wurde in der Hohenfeld-Kapelle eine Anzahl von Jahrgangsfotos aufgehängt. Viele Kinder, Jugendliche und Erwachsene sind uns heute nicht mehr bekannt und können nicht mehr benannt werden. Doch hat sich eine Anzahl von Besuchern gefunden, die einen Teil der abgebildeten Personen gekannt hatten und so zu ihrer Identifizierung beigetragen haben.



Ein Teil des Jahrgangs 1857 aus Camberg bei der Musterung in Idstein

(Foto: Archiv M. Kunz)



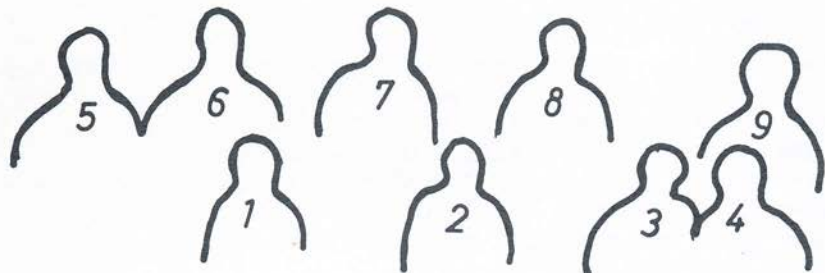
In unserer Familie hat sich das alte Foto aus der Zeit um 1877 erhalten, welches bei der Musterung meines Urgroßvaters Franz Preuß in Idstein aufgenommen wurde. Auch sind die meisten jungen Männer namentlich bekannt, von denen sich aus dieser Zeit wahrscheinlich kein weiteres Foto erhalten hat.

Es ist nicht der gesamte Musterungsjahrgang abgebildet. Die Camberger konnten fast alle identifiziert werden, da sie in der „Geburtsliste zur Militär-Stammrolle des Gemeindebezirks Camberg, Amt Idstein, Untertaunus-kreis“<sup>1</sup> zu finden sind. Weitere Nachforschungen über den Zeitpunkt der Musterung und alle Teilnehmer aus Camberg blieben erfolglos.

Um dieses Bild und die Musterung ranken sich zwei kleine Geschichten, die sich in unserer Familie erhalten haben. Die erste ist, daß Urgroßvater Franz Preuß von der Musterung sehr enttäuscht war. Er war ein Pferdennarr und wollte gerne zum Militär. Doch war er nicht groß genug um gezogen zu werden. Deshalb wurde er von der Musterungskommission „ausgemustert“, wie man zu sagen pflegte. Sehr betrübt kam er nach Hause und berichtete der Mutter, daß er nicht genommen wurde.

Die zweite Geschichte ereignete sich auf dem Heimweg. Die abgebildeten jungen Leute waren – wie viele vor und auch nach ihnen – zum Feiern aufgelegt, was man auch auf dem Gruppenfoto sehen kann. Wahrscheinlich hat sich die Musterung über den ganzen Tag hingezogen, und bei Dunkelheit begann der Heimweg über Wörsdorf. Hier angekommen, soll es sehr laut zugegangen sein. Bürgermeister C. Wiegand erschien und soll die jungen Leute zur Ruhe ermahnt haben. Aber wie so oft, die Gemusterten waren stark im Wort und hier auch in der Tat. Es gab ein Wortgefecht und Handgemenge, wobei sie Bürgermeister Wiegand ergriffen und ihn kurzerhand in die Bornkiste am Gemeindebrunnen warfen. Über das weitere Nachspiel, und ob es ein solches gab, ist leider nichts mehr bekannt.

Zu den abgebildeten jungen Leuten konnte folgendes in Erfahrung gebracht werden:



**1 : Johann Georg Weiland, \* 01.08.1857 in Camberg**

Die Eltern waren der Musikant Johann Georg Weiland und Margaretha geb. Dembach.

**2 : Philipp Dobner, \* 02.07.1857 in Camberg**

Die Eltern waren der Kammacher Heinrich Dobner und Katharina geb. Adam. Heinrich Dobner lebte in der Bächelsgasse und war als Kammacher und kleiner Kuhbauer tätig. Longert beschreibt genau die Arbeitsweise dieses Handwerkers<sup>2</sup>. Er soll den Beruf noch um 1865/70 ausgeübt haben, bis mit der Einführung von Maschinen zur Kammherstellung er dem Wettbewerb unterlag. Sein Sohn Philipp habe noch dieses alte Handwerk erlernt und Longert merkte dazu an, daß heute (1924) die jüngeren Camberger nicht wissen, daß Philipp Dobner ein gelernter Kammacher war. Neben seiner Landwirtschaft ernährte er seine Familie mit einer kleinen Weinhandlung. In den 60er Jahren wurde das Dobner-Haus in der Bächelsgasse nebst Ställen und Scheune abgerissen und an deren Stelle eine Autolackiererei erbaut.

**3 : Peter Halm**

Zu ihm konnte nichts in Erfahrung gebracht werden. Als einziger von den Cambergern ist er nicht in der Stammrolle<sup>1</sup> erfaßt. Demnach ist anzunehmen, daß Peter Halm nicht in Camberg geboren wurde. Ob er ein Sohn des Bierbrauers Caspar Halm und somit Schwager von Anton Preuß (4) war, kann nicht gesagt werden.

**4 : Anton Preuß, \* 20.01.1857 in Camberg**

Die Eltern waren der Metzger Johann Anton Preuß und Anna Maria geb. Josten. Von ihnen übernahm Anton Preuß die Metzgerei in der Strackgasse. In erster Ehe war er mit Karoline Halm, einer Tochter des Bierbrauers Caspar Halm und in zweiter Ehe mit Margarethe Bullmann von Niederselters verheiratet<sup>3</sup>. 1900 erweiterte Anton Preuß in der Strackgasse sein Schlachthaus und später übernahmen seine Söhne Josef und Franz die Metzgerei. Bis um 1955 blieb die Metzgerei im Familienbesitz und ging dann an Ferdinand Christ über.

**5 : Franz Preuß, \* 09.10.1857 in Camberg**

Die Eltern waren der Tünchermeister Franz Preuß und Anna Maria geb. Sattoni. Franz Preuß d. J. übernahm von seinem Vater die Landwirtschaft in der Bächelsgasse Nr. 16 und heiratete 1889 die aus Hasselbach stammende Monika Margaretha Jeck. Die Eheleute hatten 6 Kinder, von denen 4 im Kindesalter starben. Philipp Dobner (2) war sein Nachbar, Anton Preuß (4) sein Vetter und Friedrich August Bach (7) sein Schwager. Franz Preuß bewahrte das Musterungsbild ebenso auf wie die

Briefe seines Onkels Johann Preuß aus Texas, die viele Jahre später den Grundstock zur Camberger Auswanderungsgeschichte bildeten.

**6 :** *Der junge Mann soll aus Oberselters stammen, doch ist sein Name nicht bekannt.*

**7 :** *Friedrich August Bach, \* 03.03.1859 in Kettenschwalbach*

Als junger Mann kam er von Kettenschwalbach nach Camberg und arbeitete zunächst im Guttenberger Hof als Reitknecht. 1880 heiratete er Maria Preuß, die Schwester von (5). Doch schon bald machte er sich als Lohnkutscher selbständig und betrieb dazu eine Landwirtschaft. Angefangen hatte er mit einem Pferd in einem gemieteten Stall im Amthof. August Bach hatte später in seinem Betrieb 13 Pferde und beschäftigte einige Kutscher und Knechte, welche die Reisenden bis in den Taunus und Westerwald brachten. Oft waren sie monatelang mit den Kunden unterwegs. Höhepunkt des Berufslebens von August Bach war, als er um 1900 die Herren Dyckerhoff (Jagdpächter in Camberg) bei der Kaiserparade in Bad Homburg fahren konnte. Mit dem Beginn des Automobilzeitalters kam für diesen alten traditionsreichen Berufsstand das Ende.

**8 :** *Johann Wilhelm Müller, \* 20.05.1857 in Camberg*

Die Eltern waren der Kaminfeger Wilhelm Müller und Margaretha geb. Pabst. Johann Wilhelm Müller übernahm von seinem Vater das Schornsteinfegergeschäft in Camberg und wohnte im Eckhaus Rosengasse - Weißerdstraße. Zu dem Beruf des Gemusterten schreibt Longert <sup>2</sup>, daß dieser zu den einträglichsten Berufen gehöre und keine Konkurrenten zu befürchten habe. Es sei ein Gewerbe, das durch die Art seiner Ausführung sich durch alle Zeiten unverändert erhalten habe. Bis auf die zusätzlichen Tätigkeiten zum Umweltschutz gilt diese Aussage noch heute.

**9 :** *Auch dieser junge Mann in Uniform stammte angeblich aus Oberselters; sein Name ist nicht bekannt.*

<sup>1</sup> StABC VIII - 1 - 16.

<sup>2</sup> Schriftfolge Goldener Grund Nr. 17: Longert, W./Lange, U.: So lebten die Camberger 1860 bis 1924, 1978.

<sup>3</sup> Wolf, R.: Geschichte der Familie Preuß, 1984.



# Volksbank Goldner Grund

65520 Bad Camberg · Frankfurter Straße 26  
65517 Bad Camberg · Postfach 12 30  
Telefon 0 64 34 / 91 36-0 · Fax 0 64 34 / 31 77

**P** 30 bankeigene Parkplätze

- Panoramaaufzug
- Geldausgabeautomat

Bad Camberg  
Niederbrechen



Hans Schmitt

## **Italienische Einwanderer in Camberg 17. bis 19. Jahrhundert**

Als nach dem Krieg, infolge des wirtschaftlichen Aufschwungs in der Bundesrepublik, die Arbeitskräfte knapp wurden, kamen Spanier, Portugiesen, Jugoslawen, aber vor allem Italiener als Gastarbeiter nach Deutschland.

Viele kehrten früher oder später mit ihrem Ersparten in ihre Heimat zurück. Einige blieben für immer in der Bundesrepublik und wurden hier sesshaft. Die Nachkommen dieser Einwanderer sind heute voll integriert; zumal sie meist mit deutschen Ehepartnern verheiratet sind. Im 17. und 18. Jahrhundert hatten wir schon einmal ähnliche Verhältnisse. Viele Italiener kamen damals nach Deutschland und blieben für immer!

Auch in Camberg finden wir zu dieser Zeit italienische Einwanderer. Es sind die Familien Manzano, de la Strada, Gallo und Sardagna. Aus all diesen Familien gibt es Nachkommen, die zum Teil sogar noch heute in Bad Camberg wohnen.

Bevor wir uns den einzelnen Schicksalen der mit Bad Camberg verbundenen Italiener befassen, soll eine kurze Betrachtung zur italienischen Einwanderung nach Deutschland vom 17. bis zum 19. Jahrhundert erfolgen.

Zunächst interessiert die Frage: Woher kamen die italienischen Arbeitskräfte? Grundsätzlich kann man sagen, sie kamen aus allen Gegenden Italiens; selbst Sizilien ist als Herkunftsort nachgewiesen. Dennoch kann man einen Schwerpunkt feststellen: Die Gebirgstäler rund um die oberitalienischen Seen. Aus diesem Raum stammten mehr als 80 % aller Einwanderer nach Deutschland.

In den kargen Gebirgstälern ihrer Heimat war, für die immer stärker anwachsende Bevölkerung, keine ausreichende Ernährung mehr gegeben. Eine Auswanderung war die einzige Möglichkeit, die eigene wirtschaftliche Lage zu bessern.

Zunächst waren es Bauhandwerker, die ihre Heimatorte verließen, um in der Fremde den Unterhalt für ihre Familie zu verdienen. Ihre Beschäftigung war witterungsbedingt eine Saisonarbeit. Im späten Herbst kamen sie in ihre Heimat zurück, um sie in Frühjahr wieder zu verlassen. Auch wechselte der Arbeitsort, je nach Angebot, sehr häufig. Daher wurden die italienischen Bauarbeiter in Deutschland auch nicht ansässig.

Die zahlenmäßig stärkste Gruppe der italienischen Einwanderer waren die Kaufleute. Auch ihre Heimat lag im wesentlichen im Gebiet der oberitalienischen Seen. Sie ließen sich in den größeren und häufig auch kleinen Städten nieder. In den Dörfern sind sie kaum zu finden.

Im 17. und 18. Jahrhundert hatte sich im Gebiet der oberitalienischen Seen ein Gewerbe zur Herstellung von Barometern, Thermometern und optischen Geräten entwickelt. Vertrieben wurden diese Geräte durch Wanderhändler aus dieser Region, die nicht nur Deutschland, sondern ganz Nord- und Osteuropa bereisten. Man nannte diese Leute „Barometa“. Mit der Zeit wendeten sie sich, für die Ausweitung ihres Handels, auch der einen oder anderen Warenart zu, nur tragbar mußte die Ware sein. Sie zogen von Haus zu Haus deshalb bezeichnete man sie auch als „Hausierer“.

Viele dieser Kaufleute ließen sich in Deutschland nieder. Ihre gesellschaftliche Eingliederung schritt im allgemeinen schnell voran. Sie verfügten über recht gute Kenntnisse der deutschen Sprache. Schon bald wurden sie nicht mehr als Fremde empfunden. Die in Deutschland sesshaft gewordenen italienischen Händler bezogen auch weiterhin Ware aus ihrer Heimat.

Die Entwicklung vom Hausierer zum sesshaften Kaufmann, mit vollen Bürgerrechten, verlief sehr unterschiedlich. So wurde den Italienern vom Rat der Stadt Frankfurt das Bürgerrecht versagt. Sie konnten sich nur als Beisassen niederlassen; d. h. es wurde ihnen zwar ein Wohnrecht, jedoch kein Bürgerrecht gewährt. Dies entspricht in etwa dem heute geltendem Recht für Gast- und Fremdarbeiter. Auch wurden ihnen Beschränkungen bei ihrer Geschäftsführung auferlegt. Zeitweise durften sie nur mit Südfrüchten und Spezereiwaren handeln. Die deutschstämmige Frankfurter Kaufmannschaft, viele von ihnen waren Ratsherren, wehrte sich so gegen die lästige ausländische Konkurrenz. Hier ist wohl auch der Grund zu suchen, warum die Italiener in Frankfurt nur selten eine deutsche Frau heirateten. Über 200 Jahre, bis ins 19. Jahrhundert hinein, kämpften die italienischen Kaufleute in Frankfurt um die volle Gleichstellung mit der einheimischen Bevölkerung.

Ganz anders war die Lage im benachbarten Mainz. Hier herrschte kein städtischer Rat, sondern geistliche Kurfürsten. Diese erkannten den großen Nutzen, den ihnen die italienischen Kaufleute brachten. Sie stateten sie sogar mit weitgehenden Vorrechten aus. Aus kleinen Krämerläden entstanden Kaufmannshäuser. Um die Vorteile im Kurstaat Mainz zu nutzen, ließen sich mehrere italienische Kaufleute in Höchst nieder. Hier war man der Großstadt Frankfurt nahe genug, um dort seine Geschäfte zu betreiben.

Wohl am leichtesten und am schnellsten erfolgte die Eingliederung in den kleinen Städten. Die Italiener heirateten hier bereits in der 1. Generation eine deutsche Frau. Sie waren damit in das städtische Leben eingebunden und übernahmen auch bald städtische Ämter. Sie wurden Schöffe, Bürgermeister oder Ratsherr. Die neue Wahlheimat verließen sie nicht

mehr. Nur der Familienname deutete noch auf die italienische Abstammung hin.

Zusammenfassend kann man sagen: Nicht der Erfolg Einzelner ist typisch für die italienische Einwanderung des 17. und 18. Jahrhunderts, sondern die Tätigkeit einer großen Zahl von Krämern und Kaufleuten, die zu einem gesunden Mittelstand gehörten. Nicht die internationale Handelsgesellschaft war typisch, sondern der Einwanderer, der sich in seiner neuen Heimat niederließ, eine Familie gründete und bald die Verbindung zu seiner alten Heimat Italien abbrach.

Eine ganz besondere Gruppe der italienischen Gastarbeiter waren die Kaminfeger. Sie siedelten sich meist in den Residenzstädten an.

Im Raum südlich der Alpen hat das Steinhaus mit gemauertem Kamin eine lange Tradition. Die damit verbundene Notwendigkeit der Kaminfegererei war hier bekannt. Ein entsprechender Beruf konnte sich ausbilden. Nördlich der Alpen war das Fachwerkhaus mit Strohdach gebräuchlich. Kamine gab es nicht. Der Rauch zog durch alle Räume des Hauses und setzte unter dem Strohdach eine dicke Kruste ab. Diese hielt man für unentbehrlich, um die Dichtigkeit und Festigkeit des Daches zu erreichen. Der Bau von Kaminen, und damit deren Reinigung, drang in dem Maße von Süden nach Norden, wie sich die Steinbauweise ausbreitete. Zunächst wurden in Deutschland nur Burgen, Schlösser, sowie Klöster und Kirchen in Stein gebaut. Da in diesen Gebäuden nur einige Räume beheizt wurden, gab es auch nur wenige Kamine.

Erst im 17. und 18. Jahrhundert wurden in Deutschland, infolge vieler verheerender Brände, der Bau von Kaminen, auch in Fachwerkhäusern, sowie deren regelmäßigen Reinigung, verordnet. Wie sich der Kaminbau von Süden nach Norden ausbreitete, so folgten ihm die Kolonnen der Kaminfeger aus Italien. Die Verwendung von Kindern zu den Reinigungsarbeiten, insbesondere zum Einstieg in die engen Kamine, führte dazu, daß die heranwachsenden Söhne den Beruf ihres Vaters übernahmen. Die Kaminfeger mußten im 17. und 18. Jahrhundert über einen großen Raum ihren Beruf ausüben. Da bot es sich an, auf dem Weg von einem Ort zum anderen, gleich noch die Hausiererei zu betreiben. So wurde das Einkommen zusätzlich aufgebessert.

Betrachten wir nun einmal die mit Camberg verbundenen italienischen Einwanderer. Da ist zunächst der Kaufmann Martin Manzano. Er wurde etwa 1724 in Assoro, einem Bergisdorf inmitten der Insel Sizilien, geboren. 1756 vermählte er sich in Camberg mit einer Bürgerstochter. Er war Schöffe und erreichte ein Alter von 84 Jahren. Als Schöffe führte er ein Siegel. Das Siegelbild zeigt ein dreigeteiltes, flammendes Herz; oben mit den Initialen M M und unten mit Z belegt; über dem Herz befindet sich ein Hauszeichen. M M Z bedeutet: Martin Manzano Sizilien.

Aus einer Aufstellung seines Warenlagers geht hervor, daß er hauptsächlich mit Stoffen aller Art und mit Zinnwaren handelte. Er war kein armer Mann. Immerhin wurde nach seinem Tod eine Erbmasse im Wert von 2186 Gulden unter den Erben geteilt.

Seine Söhne gingen als Kaufleute nach Hofheim am Main. Eine Tochter heiratete den Sattler und Wirt Philipp Wilhelm Birkenbühl, der auch Erheber des Chausseegeldes war<sup>1</sup>. Heute würde man dazu Mautgebühr sagen. Nachkommen aus dieser Ehe leben noch heute in Bad Camberg. Über Martin Manzino und seine Familie wurde bereits ausführlich berichtet<sup>2</sup>.

Die Familie de la Strada gehörte zu der Berufsgruppe der Kaminfeger. Als ältester Vertreter ist Andreas de la Strada bekannt. Er war in Weilburg als Kaminfeger tätig und wurde etwa um 1660 in Italien geboren. Der Geburtsort ist noch nicht bekannt. Er hat zweimal, wahrscheinlich sogar dreimal, eine deutsche Bürgerstochter geheiratet. Die 1. Ehe wurde 1691 in Weilburg geschlossen. Er starb 1744, seine letzte Ehefrau bereits 1741. In den Sterbebüchern wird sein Beruf mit Krämer bzw. Handelsmann, gewesener Kaminfeger, angegeben. Andreas de la Strada ist ein typischer Vertreter der italienischen Einwanderer. Zunächst war er Kaminfeger, dann bestimmt als Hausierer tätig, um über den Krämer ein Handelsmann zu werden.

Der Sohn Joseph Egidius de la Strada hat etwa 1730 in Niederselters die Maria Margarethe Rauch geheiratet. Beide zogen nach Camberg, wo er sich als Kaufmann niederließ. Aus dieser Ehe gingen 4 Kinder hervor. Nach dem Tod seiner Frau vermählt sich Joseph Egidius de la Strada 1743 in 2. Ehe mit Maria Barbara Hubert aus Camberg. Weitere 5 Kinder, alles Töchter, kamen aus dieser Ehe. Joseph Egidius de la Strada dürfte als Kaufmann sehr erfolgreich gewesen sein. Immerhin erwarb er in den Jahren 1733 bis 1740 Ackerland von der Größe eines Morgens. Auch müssen seine Geschäftsbeziehungen weit über Camberg hinaus geführt haben. So heiratete der älteste Sohn in Wien die Tochter eines Regiments-Chirurgen. Weitere Söhne vermählten sich mit Cambergerrinnen. Seit dieser Zeit wird der Familienname in einem Wort „Delastrada“ geschrieben.

Die Familie de la Strada war sehr mobil, sah sich gerne in der großen weiten Welt um. So entschloß sich Johann Adam de la Strada, ein Sohn von Joseph Egidius, 1784 mit seiner Ehefrau aus Würges nach Rußland auszuwandern. Beide waren zu diesem Zeitpunkt 48 bzw. 33 Jahre alt. Aber bereits 2 Jahre später kehrten sie wieder zurück nach Würges<sup>3</sup>. Es gibt heute noch Nachkommen aus dieser Ehe. Bis vor wenigen Jahrzehnten führten diese den Übernamen „Strada“ und keiner wußte so richtig woher der Namen kam.



August Theodor Gallo, Theodor gerufen, heiratete 1809, in Camberg die Maria Anna Schickel aus Würges. Er selbst war in Laubenheim an der Nahe geboren und ließ sich in Camberg als Kaufmann nieder. Seine Eltern waren die in Laubenheim wohnenden Karl Franz Gallo und Anna Barbara Friacca. Ihr Herkunftsort in Italien ist nicht bekannt.

Ein italienischer Handelsmann, Franz Karl Gallo, wird 1775 als Bürger in Mainz angenommen. Weitere Namensträger Gallo, die ausdrücklich als Italiener bezeichnet werden, finden wir in der zweiten Hälfte der 18. Jahrhunderts in Bonn und in Köln. Eine Verbindung mit Karl Franz Gallo aus Laubenheim konnte nicht festgestellt werden.

Theodor Gallo in Camberg hatte bei seinen Geschäften wohl eine glückliche Hand und konnte diese erfolgreich ausbauen. Er besaß mehrere Häuser und führte ein umfangreiches Warenlager. Nach dem Tod seiner 1. Frau beabsichtigte er eine zweite Ehe einzugehen. Um das Erbteil seiner Kinder aus der 1. Ehe zu sichern, wurde der vorhandene Warenbestand im Jahr 1850 aufgenommen. Hierzu mehr an anderer Stelle dieses Heftes.

Mit 65 Jahren vermählte sich Theodor Gallo in 2. Ehe mit der 19jährigen Maria Anna Müller, einer Tochter seines Freundes Jakob Müller, der nach Amerika auswanderte<sup>4</sup>. Nach seinem Tod führte seine 2. Frau das Geschäft weiter und heiratete selbst in zweiter Ehe den Kaufmann Philipp Stumpf. Alban Krings vermählte sich mit deren Tochter und übernahm auch das Geschäft. Dieses ist noch immer in Familienbesitz und wird heute von Volker Krings als Reformhaus betrieben.

Die Söhne aus 1. Ehe von Theodor Gallo wurden gleichfalls Kaufleute. Sein Urenkel Adolf Gallo war der letzte Namensträger in Bad Camberg. Er ist bestimmt dem einen oder anderen Camberger noch bekannt. Er hatte auf der Limburger Straße eine Reparaturwerkstatt für Autos, Motorräder und Fahrräder<sup>5</sup>. Seinem Haus und der Werkstatt gegenüber, auf der anderen Straßenseite vor der Mauer, hatte er eine Tankstelle. Eigentlich war es nur eine Zapfsäule. Es war die erste dieser Art in Bad Camberg. Sie wurde noch mit einer Handpumpe betrieben.

Noch heute ist am Hinterhaus Mühlweg 16 die Beschriftung „Sardagna Terrazzogeschäft“ zu erkennen. Dieses Gebäude, früher eine Werkstatt, und das Wohnhaus an der Straße, wurden etwa 1900 von Emil Sardagna erbaut. Der Vorname ist auf der Giebelwand heute nicht mehr zu erkennen.

Emil Leonhard Sardagna, Rufnamen Emil, ist 1851 in Civezzano/Tyrol, heute Italien, geboren. Seine Eltern waren der Schneider Georg Sardagna und Felicitas Junelli zu Civezzano. Er kam um 1880 nach Deutschland. Seine Berufsbezeichnung war Cementarbeiter. Richtiger hätte man sagen müssen „Facharbeiter für Terrazzoarbeiten“. Zunächst

lebte er in Frankfurt am Main, wo er sich mit einer deutschen Frau vermählte. Als Witwer heiratete er 1889 die Witwe Margarethe Knauf, geborene Göbel, die aus Camberg stammte. Um 1890 zogen beide mit ihren Kindern nach Camberg. Hier gründete Emil Sardagna ein Terrazzogeschäft.

Die Technik zur Herstellung von Terrazzoböden hat in Italien eine alte Tradition. Der Ursprung hierzu liegt bereits in der Antike. Terrazzo und Mosaik sind verwandte Techniken. Beide beruhen auf der gleichen Arbeitsmethode. Terrazzoböden bestehen aus einer Mörtelschicht in die nicht zu harte, klein gebrochene Natursteine eingestreut werden. Zum Teil werden auch Ornamente und bildliche Darstellungen mit bunten Steinchen in das Mörtelbett eingelegt. Hat der Mörtel eine bestimmte Festigkeit erreicht, so wird die gesamte Fläche abgeschliffen, bis die Oberfläche eben und glatt ist. Dieses Verfahren wurde auch bei Treppenstufen und Einfassungssteinen verwandt. Bei Mosaiken ist die gesamte Fläche als Bild gestaltet.



Richtige Kunstwerke kann man mit dem Terrazzoverfahren erstellen. Wir können heute noch Arbeiten von Emil Sardagna bewundern. Zunächst haben wir ein Zierbild an seinem Haus im Mühlweg. Es stellt die Germania dar und ist fast 100 Jahre alt. Im Eingangsflur zum Restaurant Guttenberger Hof ist noch ein typischer Terrazzoboden von Emil Sardagna vorhanden. In einer weiß-schwarzen Fläche befinden sich bunte Einlegbilder und Ornamente. Leider hat der Bodenbelag einen starken Riß. Es wäre jedoch schade, wenn bei einer Renovierung der gesamte Bodenbelag entfernt würde. Hier besteht eine Aufgabe für den Denkmalschutzes. Ein weiteres Beispiel für die Arbeit von Emil Sardagna ist der Terrazzoboden im Mittelgang der katholischen Kirche zu Würges. Hier sind die Symbole Glaube-Hoffnung-Liebe bildlich dargestellt.

Nach dem Tod von Emil Sardagna, übernahm sein Stiefsohn Cornelius Wilhelm Knauf, Willi gerufen, das Terrazzogeschäft. Durch Heirat mit Liesel Hollingshaus erwarb er das Anwesen im Grauen Hof, an der Neugassee<sup>6</sup>. Noch nach dem letzten Krieg hat hier Willi Knauf Grabsteine, Grabeneinfassungen und Treppenstufen im Terrazzoverfahren hergestellt.

Zum Schluß sei noch auf einen Italiener verwiesen, der zwar nicht in Camberg lebte aber mit seinen Werken einen bleibenden Wert hinterließ. Es ist der Mainzer Hofmaler Joseph Appiani, der die Ausmalung der katholischen Pfarrkirche schuf. In Bad Camberg gab es auch noch andere Familien, deren Namen einen italienischen Wortklang haben. Bisher besteht jedoch noch kein Hinweis, daß sie wirklich aus Italien stammen.

---

Für die Überlassung der Forschungsunterlagen zur Familie de la Strada danke ich Herrn G. Giebertmann.

Literatur: Aubel, J.:  
Italienische Einwanderung und Wirtschaftstätigkeit in rheinischen Städten  
des 17. und 18. Jahrhunderts

- 1 vgl.: Schriftenfolge Goldener Grund Nr. 21, Seite 59
- 2 Historisches Camberg, 14, Jahr 1989, 14 ff
- 3 Braun, K. H./Müller, E.: Würges in der Geschichte, Jahr 1985, 147
- 4 Schmitt, H.: Ein Amerikaner heiratet ein deutsches Mädchen;  
Historisches Camberg, 22, Jahr 1993, 27
- 5 heute: Pizzeria Ristaurante Da Rocco, Frankfurter Str. 10
- 6 heute: „Am Amthof“ und im Besitz von Metzgermeister Dieter Schmitt;  
vgl.: Familien der Stadt Camberg  
Schmitt, H.: 3. Familientreffen 27. 4. 1991, Seite 34 (Maschinenschrift)

Manfred Kunz

## Ein Kaufhaus in Camberg

Camberg war im vorigen Jahrhundert eine ländlich geprägte Kleinstadt, welche für die Bevölkerung des Goldenen Grundes, das Gebiet bis zur Aar und den Vordertaunus, die nächst erreichbare Stadt war, wo man sich über das im eigenen Dorf angebotene Warensortiment hinaus mit den den Waren für den Haushalt, die Landwirtschaft und das Handwerk versorgen konnte. Wenn auch heute die Einkaufszentren in der nahen Umgebung mit dem Auto bequem und schnell zu erreichen sind, war dies in der Zeit der Fußmärsche und Fuhrwerke nicht so. In vielen Berichten und Beschreibungen wurde die Entfernung zu den einzelnen Dörfern in Stunden angegeben. So betrug die Entfernung nach Oberselters 3/4 Stunden, nach Dombach 1 Stunde, nach Dauborn oder Bechtheim 1 1/4 und nach Riedelbach oder Rod an der Weil 2 Stunden<sup>1</sup>.

In den Camberger Steuer- und Gewerbelisten des vorigen Jahrhunderts findet man eine Anzahl von Geschäften, deren Besitzer mit Lebensmitteln, Kolonial-, Textil- und Spezereiwaren sowie Holz, Eisen und Kohlen handelten<sup>2</sup>.

Ein Geschäft ragte schon um 1820 – mit Sicherheit aber 1850 – besonders mit seinem Warenangebot heraus, und man kann annehmen, daß es sich um das größte Handelsgeschäft in unserer Gegend handelte. Es war der Kaufmann, Wirt und Bauer August Theodor Gallo. Anlässlich des Todes seiner Ehefrau Maria Anna geb. Schickel, welche am 11. Januar 1849 starb, wurde das gesamte Vermögen der Eheleute inventarisiert. Diese Akte<sup>3</sup> hat sich im Hessischen Hauptstaatsarchiv in Wiesbaden erhalten und gab den Anstoß, einmal aufzuzeigen, was ein bedeutender Camberger Spezerei- oder Kolonialwarenhändler, wie er sich damals nannte, in seinem Kaufhaus anbieten konnte und auch was alles zu seinem Haushalt, einem gutbürgerlichen, gehörte.

August Theodor Gallo wurde am 30. Juni 1786 in Laubenheim/Nahe als Sohn der Eheleute Karl Franz Gallo und Anna Barbara geb. Friacca geboren<sup>4</sup>. Wann Theodor Gallo nach Camberg kam, ist nicht bekannt, doch heiratete er am 10. Januar 1809 Maria Anna Schickel und wurde im Camberger Gewerbesteuerkataster von 1810<sup>5</sup> schon als der bedeutendste Kaufmann und der am höchsten besteuerte Bürger aufgeführt. Es ist anzunehmen, daß er eine gute Partie machte, wie man sagte, denn sein Schwiegervater Johann Adam Schickel war von 1781 bis 1784 nassau-dillenburgerischer Schultheiß in Würges<sup>6</sup> und eine bedeutende Persönlichkeit. Er kam von Niederselters, pachtete in Würges ein herrschaftliches Hofgut, wurde sehr vermögend und konnte in der

Schulstraße eine Anzahl von Häusern sein eigen nennen. Seine Tochter Maria Anna war am 11. April 1780 in Würges geboren und zunächst mit Anton Flügel, dem kurtrierischen Keller in Camberg (1800 bis 1807) verheiratet<sup>7</sup>. Am 10. Januar 1809 heiratete sie August Theodor Gallo, mit dem sie 8 Kinder hatte<sup>4</sup>. Nach dem Tod der Ehefrau Maria Anna heiratete Gallo im September 1853 Maria Anna Müller<sup>8)</sup>

Das Gewerbesteuerkataster von Camberg aus dem Jahre 1810 und 1812<sup>5</sup> erwähnt wird hier, daß Gallo Krämer und Wirt war, wobei die Weinwirtschaft als unbedeutend bezeichnet wird. Im Gewerbesteuerkataster von 1850<sup>9</sup> ist Gallo noch ein bedeutender Steuerzahler, doch einige andere Bürger und Geschäftsleute hatten ihn inzwischen überholt. Sein Gewerbe wird als „Kaufmann und Spezereien, Holz- und Eisenwaren“ bezeichnet. Sein Sohn Josef Gallo hatte sich inzwischen selbständig gemacht und betrieb einen Krämer- und Spezereiwarenladen am Marktplatz, im heutigen Sadony-Haus.

A. T. Gallo's Geschäftshaus war in der Strackgasse Nr. 14, wo heute sich der Handarbeitsladen von Beate Bierod befindet. Im Brandkataster<sup>10</sup> findet man die Hofreite von Theodor Gallo, mit einem dreistöckigen Wohnhaus von 11,70 x 6,00 m, dazu gehörte ein Anbau von 18,00 x 3,60 m, sowie ein Hofraum.

1825 wurde der Anbau abgerissen und durch den sogenannten Saal ersetzt. Dieser hatte eine Länge von 6,90 m und eine Breite von 10,80 m. In der Schmiedgasse erwarb Gallo 1828 von Christian Marx einen Torbau von 3,60 x 3,00 m, was ihm eine bessere Einfahrt in seinen Hof ermöglichte. Dieser Torbau wurde nach dem Erwerb abgerissen. Weiterhin gehörte ein angrenzendes Haus in der Schmiedgasse zu Gallos Besitzungen. Es handelte sich um ein Haus im Hof zur Schmiedgasse hin, welches 1945 bei einem Luftangriff auf Camberg zerstört wurde. In den Akten wird dieses Haus „Hasslers Haus“ genannt. 1835 erbaute Gallo im Bereich der Schmiedgasse eine neue zweistöckige Scheune von 11,70 x 10,35 m<sup>10</sup>. So hatte der Kaufmann genügend Platz – vom stattlichen Fachwerkbau in der Strackgasse bis in der Schmiedgasse zur Synagoge hin – seine Waren lagern und anbieten zu können. Im Wohnhaus (Strackgasse) befand sich im Erdgeschoß der Laden und der angebaute Saal mit einem Nebenzimmer. Auch das Kaffeemagazin wird sich im Wohnhaus befunden haben und ebenso der Weinkeller. Ein weiteres Warenmagazin befand sich als Anbau im Hof und war unterkellert. Hier könnte sich im 1. Stock, bei guter Durchlüftung, der Tabakspeicher befunden haben. Auch im Bereich des Hofes mußte das Bord oder Holzmagazin, das Eisen- und Kohlenlager gewesen sein.

### *Die Ladeneinrichtung*

Bei der Bestandaufnahme wurde auch die Ladeneinrichtung fein säuberlich registriert. Alle Einrichtungsgegenstände zusammen hatten einen Wert von mehr als 100 fl. Im wesentlichen handelte es sich um die Theke mit einer Kaffeemühle, eine Waage mit Gewichten, eine weitere Schnepfwaage, Kaffeemaschine, verschiedene Zuber (Gefäße), Trichter, Schubladen, Tabakschüsseln und Schränke; natürlich auch Säcke, ein Heringsfäßchen, ein Butterfaß, Kübel und Flaschen. Im Kohlen- und Eisenmagazin stand eine Waage und Gewichte für 8 fl und im Weinkeller lagen einige Fässser, darunter eines für 1 Stück Wein = 1200 Liter, im Wert von 10 fl.

### *Die Warenbestände*

Die Warenbestände im Laden und den Magazinen geben einen guten Einblick über das Sortiment des Kaufhauses. Wurde manchmal jedes Kleinteil genau aufgeschrieben, sind an anderen Stellen nur die Werte der Schubfächer oder Gefache in den Regalen genannt. So ist es nicht möglich, das Warensortiment genau nach Umfang und Wert festzuhalten. Dort wo es möglich ist, wird der Warenwert (in Gulden-fl und Kreuzer-xr) angegeben.

### *Lebensmittel*

Bei den Lebensmitteln umfaßte das Angebot neben den üblichen Waren, wie Mehl, Zucker (31 fl), Reis (33 fl), Hirse (3 fl), Linsen, Gerste (5 fl), und Essig, auch Wicken, Mohn und Sago (gekörntes Stärkemehl). An Gewürzen wurde Senf, Pfeffer, Farinpfeffer (Staubpfeffer), Zimt und Kümmel angeboten. Neben dem Syrup gab es Mohnöl, Lampenöl und auch Seetran (Lebertran von 50 fl). Getrocknete Apfelschnitzel lagerten im Wert von 3 fl, und Korinthen und Schrot (gemahlenes Korn oder Hafer) gab es auch.

Bei den Genußmitteln rangierte der Tabak an erster Stelle. Er lagerte meist in Verpackungen von 1/4 oder 1/2 Pfund. Darunter waren allein 134 Pfund feinsten Portoriko. Der Wert aller Tabaksorten wurde mit 270 Gulden angegeben. Aber auch eine kleine Menge an Zigarren (4 fl, 30 xr) und Schnupftabak (10 fl) war am Lager.

Kaffee war in genügender Menge vorhanden, um die Kundschaft mit diesem neumodischen Genußmittel zu versorgen. 199 fl betrug der Wert, wobei die zwei Ballen vom Limburger Kaufmann Trombetta nicht mitgezählt wurden. Zichorie, der berühmte Kaffee-Ersatz, auch Päckelchekaffee genannt, gab es in reicher Auswahl. Die Päckchen hatten einen Inhalt von 1/10, 1/8, 1/5 und 1/4 Pfund. Die Sorten gab es in gelb, grün

und rötlich. Alle zusammen hatten einen Wert von 77 fl, 18 xr. Schnaps war für 45 xr im Laden und Melis (Tee) für 24 fl.

Auf dem Speicher lagerten 17 Malter Korn, Gerste und Weizen für 140 fl. Gut bestückt war auch der Weinkeller. Aufgeschrieben wurde ein Faß von 1 Ohm Wein (160 ltr. für 28 fl), 1 Faß Apfelwein von 1 Stück (1200 ltr. für 75 fl) 1 Faß Branntwein (35 fl) und 1 Faß Doppekümmel (13 fl). Neben einem Faß Essig lagerten noch diverse Weine für 81 fl und 19 Flaschen Rousillon, ein französischer Süßwein, im Keller.

#### *Haushaltswaren*

Auch die Hausfrau konnte bei Gallo ihren Bedarf teilweise decken, wenn auch in der schlechten Zeit – um die Mitte des vorigen Jahrhunderts – auf vieles verzichtet werden mußte. Hungernöte, Kartoffelknappheit, Krankheiten und Auswanderungen waren die Gesprächsstoffe beim Kaufmann. Neben einer Anzahl von Stühlen, Tischen und Bänken bot Gallo auch eine Bettstelle mit Inhalt für 30 fl an. Kerzen, Seile (19 fl, 50 xr), Feuerzeug, Krüge, Bürsten, Scheren und Bratpfannen konnte die Hausfrau kaufen. Loser Flachs und solcher in Zöpfen lagerte für 66 fl und Federn für 9 fl, 25 xr. Für die Kinder gab es weiße Glicker (Spielkugeln für 30 xr) und auch Griffel für die Schiefertafeln in der Schule.

#### *Handwerksmaterial*

Das Kaufhaus Gallo war auch gut mit Werkzeugen und Materialien für die Camberger Handwerker und die der Umgebung bestückt. Für die Maler und Weißbinder gab es neben den Ölen auch Pinsel (12 fl, 50 xr), Maculatur, Soda und Kreide sowie Ocker (Tonerde), Bleiweiß (weiße Farbe), auch weiße, gelbe, rote und grüne Erde sowie Kienruß (eine schwarze Farbe). Im Kohlenmagazin lagerten 36 Zentner Kohlen (31 fl, 45 xr) und im Keller für 130 fl Rüböl. Pulver war auch vorhanden (4 fl) und auch Stricke und Seile (21 fl) sowie eine kleine Menge an Salpeter und Alaun.

Der Schlosser und Schmied konnte auf ein gutes Sortiment an Band- und Flacheisen zurückgreifen. Feines und dickes Eisenblech war im Wert von 23 fl vorhanden und Bandeisen für 48 fl. An preußischem Eisen waren 34 1/2 Bund gelagert sowie 7 Bund von der Oberselterser Hammermühle und 8 1/2 Bund und 100 Pfund an Schwalbacher Eisen. Ferner lagerten im Eisenmagazin 1040 Pfund dünnes Eisen, 500 Pfund von 1/4 Zoll Stärke und 70 Pfund für Eggenzinken. Insgesamt betrug der Wert an Eisenmaterial mehr als 530 fl.

Für die Schreiner und Zimmerleute war im Bordmagazin eine große Auswahl an Hölzern verfügbar. Exotische Hölzer wie heute gab es nicht, doch für 138 fl schmale Dachbord (Bord = Diele – Bretter), schmale Schreinerbord (93 fl) breite und schmale Doppeldiele, Latten und auch Schindeln. Alles an Holz hatte einen Wert um 360 Gulden.

Auch für den Landmann und die tägliche Arbeit im Hof wurden die gebräuchlichsten Werkzeuge angeboten. Neben dem Wetzstein (Schleifstein für die Sense) gab es Schaufeln, Sensen, Nägel, Nieten, Besen und auch einen Pflug.

### *Haushaltsinventar*

Nicht nur die Wareneinrichtung und die Waren wurden zur Nachlaßsicherung aufgenommen, sondern auch das Inventar vom Haushalt samt Kleidung der Eheleute. In Hassler's Haus war neben altem Gerümpel nicht viel Brauchbares vorhanden. Unterteilt wurde das Haus in den obersten Speicher, den Saatspeicher (wo nur altes Zeug lagerte), die oberste Stube, eine Kammer daneben, worin nur altes Gerümpel war, und im Erdgeschoß die Küche und eine Stube. Der Hofraum gehörte auch dazu, wo die Hühner und ein Hahn aufgenommen wurden. Neben alten Stühlen, Tischen und Bettstellen gab es im Hassler-Haus noch Töpfe, Zuber, Fässer und Bütten. In der Küche waren zwei Kessel eingemauert. Hierhin gehörte auch ein Getränkezuber, Milchkanne, Laterne und eine Kluft (Zange für die Holzkohle am Herd). Insgesamt betrug das Inventar dort 67 fl 4 xr, wobei das Wertvollste das Brennholz im Hof für 14 fl war.

### *Wohnhaus*

Interessanter war das Inventar im Wohnhaus. Hier zeigt sich, was in einem gutbürgerlichen Haushalt Mitte des vorigen Jahrhunderts vorhanden war. Unterteilt wurde das Haus in den obersten Speicher und großen Speicher. Im 3. Stock gab es ein Zimmer, im 2. Stock das große Zimmer. Im 1. oder 2. Stock waren auch die Zimmer der Magd, des Ladendienerers und das Zimmer von Ferdinand, dem jüngsten Sohn (\*1832). Die Schlafstube und eine Stube nebenan mußte im 1. Stock gelegen haben. Im Erdgeschoß war die Küche, die untere Wohnstube, eine Stube neben der Küche und die Saalstube.

Wie im Hassler-Haus lagerte auch hier im obersten Speicher nur altes Zeug für 40 xr. Im großen Speicher waren Bettstellen, Decken und Kissen aufbewahrt. Auch das Spinnrad und eine Haspel dazu lagen dort und die schwarze Wäsche (Buntwäsche) im Wert von 25 fl. Die Ladendienerstube hatte mit dem Bett, Stühlen, Tisch und Spiegel einen Wert



von 21 fl. Die Haushaltsgeräte, -gegenstände und Möbel waren verteilt in den Stuben, in Schränken und Kommoden.

Zusammengefaßt bestand der Haushalt aus folgenden Gegenständen:

Betten, Tische, Stühle, Bänke, Schränke und ein Kanapee waren das Mobiliar. Decken, Kissen und Strohsäcke waren vorhanden, wie auch 69 grobe und feine Betttücher, 11 Bettbezüge, 15 Kissenbezüge und 4 Bettvorhänge. 43 Tafeltücher und 66 Handtücher konnte die Hausfrau ihr eigen nennen. Aber auch 11 Champagnergläser, 12 Teller, 12 Messer, 16 Löffel und 15 Gabeln gehörten zum Haushalt. 1 große Suppenkumpe (Schüssel), andere Schüsseln und eine aus Porzellan waren in der Küche vorhanden. Dort gab es auch einen eingemauerten Herd, einen Kaffeekessel aus Kupfer, Bräter, blecherne Löffel, Kännchen, Lampen, Leuchter, Bohnen- und Sauerkrautständer, Fleischbüten und Fässer.

Ein Zinnschrank war vorhanden, wo 41 Teller, 1 Präsentierteller, 1 Humpen, 2 Schüsseln und 1 Kännchen, alles von Zinn, im Wert von 24 fl aufbewahrt wurden. 8 Leuchter aus Messing und 1 Calvinchen (kleines Lämpchen) sorgten in den Abendstunden für die nötige Beleuchtung. In Theodor Gallos Stube standen 6 Stühle, 1 Tisch, 2 Kommoden, 1 Nachtstuhl und das Bett. Auch befand sich hier sein Schreibpult mit Tinte und dem Sandfaß, der Schelle und in den Schubladen einige Utensilien sowie eine Pistole. 1 Spiegel hing an der Wand, 3 Vorhänge waren an den Fenstern angebracht. In der Stube nebenan stand ein kleineres Schreibpult, Stühle und Tische. Herum lag 1 Reitpeitsche, 1 Parapluie (Regenschirm), 1 Rosenkranz, Pfeifchen und eine Klistierspritze. Hier wurde auch das Haussilber im Wert von 10 fl aufbewahrt.

#### *Hof – Scheune*

Hier war auffallend, daß Theodor Gallo nicht viel an landwirtschaftlichen Geräten hatte, wenn er auch im Steuerkataster von 1843/45<sup>11</sup> als Kaufmann, Wirt und Bauer mit 2 Pferden genannte wird. Im Stall standen 3 Kühe und ein Rind im Wert von 128 fl. An großen landwirtschaftlichen Geräten ist nichts verzeichnet. So wurden nur Ketten, Körbe, ein Karst, Sensen, Heu- und Mistgabeln aufgenommen. Es ist anzunehmen, daß Gallo um die Zeit von 1850 seinen landwirtschaftlichen Betrieb stark eingeschränkt hatte oder bis auf die Viehhaltung für den Eigenbedarf aufgegeben hatte.

Einen Teil der Kleider, wahrscheinlich der von der verstorbenen Ehefrau, wurde auch aufgenommen. Unter anderem waren 2 gute Kleider, 1 Paar neue Pantoffeln und ein alter Hut vorhanden. Verschiedene Frauenkleider wurden verschenkt, doch 15 Frauenhemden, 8 Schürzen, 20 Paar Strümpfe, 1 Leibchen wurden erfaßt. Außerdem besaß die Hausfrau 6

Komödchen (Kopfbedeckung) und eine Haube. Für die Nacht hatte sie 7 Hauben mit Spitzen, 1 weiße, 2 schwarze und eine Unterhaube.

### *Zusammenfassung*

Zusammengefaßt hatte der Laden mit Waren einen Wert von 3.000 Gulden.

Das Hassler-Haus ging mit 67 Gulden in die Aufzeichnung ein. Das Inventar im Wohnhaus hatte einen Wert von zirka 900 Gulden. Das Wohnhaus mit Hof, Scheune und Magazingebäuden wurde mit 6.000 Gulden veranschlagt.

August Theodor Gallo wird das Geschäft nach dem Tod seiner ersten Ehefrau wohl weiterbetrieben haben. Seine zweite Ehefrau Maria Anna Müller war 47 Jahre jünger als er.

Als Gallo am 28. Februar 1862 starb, heiratete Maria Anna in zweiter Ehe den Handelsmann Philipp Stumpf<sup>8</sup>, der einen Gemischtwarenladen in Camberg betrieb. Die Tochter aus dieser Ehe, Katharina Barbara, heiratete später den vom Niederrhein kommenden Kaufmann Alban Krings.

- 
- 1 HStAW 210 - 2363
  - 2 StAC IX - 3,3
  - 3 HStAW 229 - 1396/4
  - 4 Schmitt, H.: Nachfahrenliste Gallo, unveröff. Maschinenschrift
  - 5 StAC IX - 3 - 21 - 1
  - 6 Braun, K. H./Müller, E.: Würges in der Geschichte
  - 7 Magistrat der Stadt Bad Camberg, (Hg.), Camberg, 700 Jahre Stadtrechte, 1982
  - 8 Schmitt, H.: Ein Amerikaner heiratet ein deutsches Mädchen, Historisches Camberg, 22, 1993, 27 ff
  - 9 StAC IX - 3 - 23 - 3
  - 10 ebda XXVII - 3 - 7 - 12
  - 11 StAC IX - 22 - 10

Für Jeden, der höher hinaus will

# HACA-LEITERN



fachmännische Beratung  
Kundendienst über Jahrzehnte

**Lorenz Hasenbach GmbH u. Co. KG**

65520 Bad Camberg · Dieselstraße 12 · Tel. 064 34/25-0

Mo. – Do. 8.00 – 12.00 und 13.00 – 16.00 Uhr  
Fr. 8.00 – 12.00 Uhr